

Rosenland



Zeitschrift für lippische Geschichte

Nr. 7

Juli 2008

Inhaltsverzeichnis

Editorial

Editorial	1
Beiträge	
Axel F. Wilke: Otto Thelemann und seine Berufung zum Fürstlich Lippischen Konsistorialrat 1863/1865	2
Andreas Ruppert: Das Polenbild in der Kriegschronik des Fritz Geise	8
Thomas Dann: Ein letztes Raumkunstwerk vor der Revolution: der Bibliothekssaal im Detmolder Schloss	24
Diskussion	
Andreas Ruppert: „Otto Künne spaltet die Stadt“ – Zu einer Bad Salzufler Kontroverse	37
Rezensionen	
Stefan Wiesekopsieker, „Ich wollte, ich könnte jedem deutschen Soldaten die Hand drücken!“ Das Kriegstagebuch des Schötmaraner Pfarrers Wilhelm Butterweck (1914-1918) (<i>Andreas Ruppert</i>)	41
Franz Meyer (Hg.), Bad Salzuflen. Epochen der Stadtgeschichte. (<i>Jürgen Hartmann</i>)	42
Aus der Redaktion	
Literaturhinweis	44
Nachruf: Zur Erinnerung an Ingeborg Kittel	45
Impressum	45

Die Nr. 7 von Rosenland wird von drei „K“ bestimmt: Kirche, Krieg, Künne. Das Bild des Theologen Otto Thelemann wird zurechtgerückt, der Erste Weltkrieg kommt uns in den Tagebuchaufzeichnungen des Schötmaraner Pfarrers Butterweck und der Zweite Weltkrieg in der Lagenser Chronik des Fritz Geise sehr nahe. Im Detmolder Schloss beschäftigte man sich 1917 mit Umbaumaßnahmen – den letzten vor der Revolution. Zuletzt stellen wir uns einer aktuellen Diskussion: Darf nach Otto Künne eine Straße benannt werden?

Die Rosenland-Redaktion freut sich über die Zuschriften, die sie zu den einzelnen Ausgaben erhält. Es gab auch die Nachfrage, ob eine Gegendarstellung abgedruckt würde. Nun blieb die angekündigte Gegendarstellung – gegen den Text zum I.R. 18 in der 1. Ausgabe – zwar aus, aber grundsätzlich gilt: Wir setzen uns auch mit Kritik auseinander. Wir veröffentlichen sie auch. Die Rosenland-Redaktion ist unabhängig und frei.

Die nächste Ausgabe soll im November erscheinen, 90 Jahre nach der Ausrufung des lippischen Volks- und Soldatenrates.

Otto Thelemann und seine Berufung zum Fürstlich Lippischen Konsistorialrat 1863/1865

von Axel F. Wilke

Einleitung

Zu den prägenden Menschen in Lippe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörte Otto Thelemann. Durch seine Persönlichkeit und sein politisches Engagement stand er im Fokus der politischen Auseinandersetzung in Lippe. Hier ist dann auch der Grund für die Darstellung über die Umstände seiner Berufung als Konsistorialrat nach Detmold zu suchen, die bis heute unkritisch rezipiert wird.



Otto Thelemann.
(Lippische Landesbibliothek,
Bildarchiv (LLB): BA LP 24-46)

Im 19. Jahrhundert durchlebte das Fürstentum Lippe so manche Veränderungen, die nicht reibungslos vor sich gingen. Ein Feld, auf dem auch die politischen Auseinandersetzungen ausgetragen wurden, war das der Kirche. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten sich in Lippe, wie andernorts, orthodox-konfessionelle Kräfte durchgesetzt, die eine enge Verbindung zwischen Thron und Altar verteidigten. Ein Bereich, in dem die Kirche damals tief in die Gesellschaft drang, war das Volksschulwesen. Bis 1914 übte das Konsistorium als Oberschulbehörde die Aufsicht und Leitung des Elementarschulwesens aus. Dazu bediente sich die Geistliche Behörde der Superintendenten und Pfarrer vor Ort, womit für die Bevölkerung die enge Bindung zwischen Schule und Kirche sichtbar wurde.

Die Lehrerschaft versuchte, sich zunehmend von der kirchlichen Aufsicht unabhängig zu machen und strebte eine fachliche Aufsicht an.¹ Dementsprechend war die Obergewalt über die Schulen in Lippe ein politisches Streitthema, womit die Person Otto Thelemann ebenfalls in der Schusslinie stand.

Thelemanns Persönlichkeit, seine Wutanfälle, seine Bevormundung und sein diktatorischer Stil wurden auf der einen Seite hervorgehoben und sein Einsatz für die Belange der Lehrer und des Schulwesens dagegen auf der anderen Seite. Eine ausgewogene Darstellung des Mannes ist kaum zu finden.²

Die Berichte, die über Otto Thelemann und die Umstände seiner Berufung zum Konsistorialrat in Lippe informieren, sind zumeist ungenau und verzerrend. So brachte z. B. die linksliberale *Sonntagspost* in ihrer Ausgabe vom 2. Februar 1876 einen Artikel, der auf die Umstände der dreizehn Jahre zurückliegenden Berufung Pfarrer Otto Thelemanns zum lippischen Konsistorialrat einging.³ Die dargestellten Umstände seiner Berufung finden sich seitdem in Veröffentlichungen über Thelemann bis in die jüngste Zeit.

¹ Vgl. Martin Wolf: Geschichte der lippischen Volksschule. Ein Beispiel für die Emanzipation der deutschen Volksschule. Lemgo 1964, S. 70ff.

² Ansatzweise bei Wilhelm Burre: Das Lippische Lehrer-Seminar. Detmold 1925, S. 82-85.

³ Vgl. Wie der „Bruder Thelemann“ ein lippischer Consistorialrath geworden ist. In: Die Sonntagspost, Beiblatt zu Nr. 5 vom 2. Februar 1876.

Der aus der Pfalz gebürtige Otto Thelemann führte von 1863 bis zu seinem Tod 1898 im lippischen Konsistorium das Ressort des Volksschulwesens im Fürstentum. Aufgrund seiner calvinistischen und konservativen Einstellung und seines bevormundenden und restriktiven Verhaltens besonders gegenüber den Lehrern und liberal eingestellten Personen spaltete er die Meinung über sich. Seine häufigen cholerischen Ausfälle gegenüber Untergebenen und Andersdenkenden prägten die negative Wahrnehmung seiner Person. Seine politisch-konservativen Mitstreiter und Sympathisanten dagegen hoben seine herausragenden Leistungen und seine Durchsetzungskraft hervor.

Für die liberalen Kräfte in Lippe waren Otto Thelemann und seine Berufung in das Amt des Schulrates ein Sinnbild für die Reaktion und den Konservatismus. Jahrzehntlang wurde in Lippe auf kirchenpolitischem Feld gestritten – und damit auch auf schulischem. Die Berufung Thelemanns stand in einer Reihe von personellen Veränderungen in der Kirchenverwaltung Lippes, die den Wechsel von einer liberalen zu einer konservativen Haltung dokumentierte.⁴ So wurde 1857 der demokratisch eingestellte Generalsuperintendent Friedrich Georg Althaus in den Ruhestand versetzt, 1858 die Stelle des Direktors des Lehrerseminars in Detmold mit dem orthodoxen Pfarrer Wilhelm Begemann bekleidet und schließlich wurde 1863 der konservative bayerische Pfarrer Otto Thelemann auf dieses markante Amt berufen.

In den folgenden Jahrzehnten wirkte Thelemann nicht nur innerhalb seines Amtes, sondern auch politisch, indem er die Konservative Partei zusammen mit Wilhelm Schemmel in Wüsten gründete und sich in politischen Diskussionen wie dem lippischen Thronfolgestreit vehement zu Wort meldete. Er stellte also für die Opposition einen angreifbaren Gegner dar.

Auf diesem Hintergrund ist auch der genannte Zeitungsartikel zu sehen. Der in Form einer persönlichen Mitteilung gehaltene Artikel hat offensichtlich das Ziel, Thelemann und die Umstände seiner Berufung nach Detmold zu diskreditieren. Bei genauerer Prüfung stellt sich gar heraus, dass die geschilderten Abläufe und Ereignisse historisch nicht haltbar sind.

Der namentlich nicht genannte Verfasser des Artikels deutet an, auf eigenes Erleben zurückzugreifen und beruft sich auch auf ihm gegenüber gemachte Aussagen des damaligen Generalsuperintendenten August von Cölln und den Landtagsabgeordneten Amtmann Heinrich Petri in Schötmar.

Über Thelemann heißt es, er habe, als er 1863 nach Detmold kam wegen seines jugendlichen Alters, er war 35 Jahre alt, wenig Gelegenheit gehabt, Erfahrungen in kirchlichen und schulischen Belangen sammeln zu können.

Anlässlich des Jubiläums des 300-jährigen Bestehens des Heidelberg Katechismus 1863 in Detmold, so der Artikel, trat der bayerische Pfarrer auf, „um Reclame zu machen für eine von ihm zu seiner besseren Subsistenz herausgegebenen reformirten Kirchenzeitung [...] deren Fortbestehen er als zweifelhaft darstellt, wenn ihm nicht Hilfsmittel zufließen würden.“ Mitglieder des „stillen Betvereins“ in Detmold, wie die pietistisch-orthodoxen Geistlichen von ihren Gegnern polemisch genannt wurden und bei denen an die seit 1860 in Detmold amtierenden Pfarrer Meyer und Koppen zu denken war, sollen daraufhin einen Kontakt zwischen Thelemann und dem konservativen Regierungs- und Konsistorialpräsidenten Otto de la Croix hergestellt haben.

⁴ Vgl. Hans Beyer: Grundlinien der lippischen Kirchenpolitik 1848-1854. Zugleich ein Beitrag zur Würdigung Hannibal Fischers. In: Lippische Mitteilungen, Band 26, Detmold 1957, S. 171-209, hier S. 189.

Als dann der Konsistorialrat Begemann gestorben war, erhielt Thelemann „unverhofft“ dessen Amt, so die *Sonntagspost*.

Die historischen Vorgänge werden hier ziemlich entstellt dargestellt. Tatsächlich war Thelemann zwischen dem Antritt seines ersten Pfarramtes 1854 und seiner Berufung nach Lippe auch als Lehrer und Schulrat tätig gewesen, hatte also einige praktische Erfahrung.⁵

Die vierte Konferenz reformierter Prediger, Ältesten und Kandidaten Deutschlands 1863 in Detmold

Mitte des 19. Jahrhunderts begannen die Reformierten in Deutschland, einen engeren Kontakt aufzubauen. Diese Bestrebung wurde durch die anhaltende Diskussion um die Bildung von unierten Kirchen und das Erstarken des lutherischen Bewusstseins gefördert. Die anfangs im Anschluss an die Kirchentage stattfindenden reformierten Versammlungen entwickelten sich dann zu den Konferenzen reformierter Prediger, Ältesten und Kandidaten Deutschlands und schließlich zur Gründung des Reformierten Bundes Deutschlands 1884.



*Erlöserkirche am Markt und Detmolder Rathaus um 1880.
(LLB: BA DT 38-51)*

Für den Juni 1863 wurde Detmold als Konferenzort ausgewählt. Gleichzeitig mit der Konferenz fiel in dieses Jahr das Jubiläum des Heidelberger Katechismus, der 1563 verfasst worden war. Da aber nach jahrzehntelanger Auseinandersetzung zu Ostern 1859 der Heidelberger Katechismus im Fürstentum Lippe als gesetzlich verbindliches Religionslehrbuch in der Kirche und den Schulen eingeführt worden war, war die Stimmung im Land noch aufgeheizt. Der Heidelberger Katechismus symbolisierte die Orthodoxie und den Konservatismus.

Des Jubiläums des von der lippischen Opposition als orthodox bekämpften Heidelberger Katechismus wurde in Form eines öffentlichen Gottesdienstes in der Detmolder Marktkirche am 8. Juni 1863 gedacht. Das örtliche Komitee der Konferenz, mit seinem Vorstand Generalsuperintendent von Cölln, das die Planung vor Ort vorgenommen hatte, war sehr darauf bedacht, dass diese Veranstaltung keinerlei politischen Anstoß erregen konnte. An der Gestaltung des Gottesdienstes hatte Thelemann keinerlei Anteil. Am Nachmittag des gleichen Tages wurde die Konferenz in der neuen Aula des Gymnasiums eröffnet und Otto Thelemann hielt als erster ein Referat zu dem Thema „Was ist zu thun, um eine engere Einigung zwischen den reformierten Kirchen Deutschlands zu Wege zu bringen?“. Eine Zusammenfassung seines Vortrags gab Thelemann in der *Evangelisch-reformierten Kirchenzeitung* wieder. Danach hat er den Schwerpunkt weder auf den Heidelberger Katechismus noch auf die von ihm mit herausgegebenen *Evangelisch-reformierten Kirchenzeitung* gelegt, vielmehr hat er beides als Bindeglieder zwischen den zerstreuten reformierten Gemeinden beschrieben.⁶

⁵ Zur Biographie Otto Thelemanns vgl. Ernst Thelemann: Otto Thelemann. Konsistorial- und Schulrat. In: Max Staercke (Hg.): Menschen vom lippischen Boden. Lebensbilder. Detmold 1937, S. 277-278; Reinhold Schneider: Karl Otto August Thelemann. Pfarrer, Konsistorialrat, Seminardirektor. In: Heimatjahrbuch, hg. v. Landkreis Ludwigshafen 1990, S. 74-77, und Thomas Bergholz: Der Konsistorialrat Otto Thelemann. Der Vater der modernen Volksschule in Lippe, in: Vestigia. Aufsätze zur Kirchen- und Landesgeschichte zwischen Rhein und Mosel, hg. v. Mathias Gaschott und Jochen Roth. Saarbrücken 2003, S. 205-218.

⁶ Zu der 4. Konferenz reformierter Prediger, Ältesten und Kandidaten Deutschlands am 8. und 9. Juni 1863 in Detmold siehe Otto Thelemann: Konferenz und Jubelfeier in Detmold. In: Evangelisch-reformierte Kirchenzeitung, 13. Jahrgang, Nr. 33 u. 34, August 1863, S. 257-275. Otto Thelemann war von 1862 bis 1877 (Mit-) Herausgeber der Kirchenzeitung.



*Gymnasium Detmold um 1880.
(LLB: BA DT 64-31)*

Den auffälligsten Fehler beinhaltet die Aussage des Artikels in der *Sonntagspost* von 1876 in der Angabe, Konsistorialrat Begemann wäre danach, also nach der Konferenz im Juni 1863, gestorben. Tatsächlich starb Wilhelm Begemann am 16. Dezember 1862, also Monate vor der Konferenz.

Weiter zog der Verfasser August von Cölln als Zeugen heran, wenn er eine angebliche Unterhaltung zwischen ihm und dem 1865 verstorbenen Generalsuperintendenten wiederzugeben scheint. Demnach hatte von Cölln dem Verfasser „tief bewegt“ berichtet, dass er von der Berufung Thelemanns nichts gewusst hätte und erst bei einer Sitzung des Konsistoriums von dem Präsidenten de la Croix damit konfrontiert worden wäre, als dieser Thelemann als neuen Kollegen vorgestellt hat. Auch soll von Cölln erst kurz zuvor von seiner Tochter gehört haben, dass in Detmold das Gerücht von der Berufung Thelemanns umherginge und dieser bereits seine Wohnung in der Stadt bezogen haben soll.

Weiter soll dem Verfasser der 1867 verstorbene Amtmann Petri in Schötmar erzählt haben, dass Thelemann nicht nur das Amt als Konsistorialrat hatte haben wollen, sondern auch zugleich zum Seminardirektor berufen werden wollte. Doch solch eine Doppelstellung wäre „durch den beharrlichen Widerstand des Landtages“, der das Gehalt hätte bewilligen müssen, verhindert worden.

Auch bei diesen beiden Schilderungen lassen sich historische Gegenbeweise finden. Generalsuperintendent August von Cölln dürfte durchaus Kenntnis von der bevorstehenden Berufung Thelemanns gehabt haben. Auf jeden Fall ist er von dem Regierungspräsidenten Otto de la Croix nicht eines Tages damit überrumpelt worden. Otto Thelemann bezog in der zweiten Oktoberhälfte 1863 seine Dienstwohnung im Seminargebäude in Detmold und wurde vom Generalsuperintendenten selbst am 24. Oktober 1863 in sein Amt als Seminardirektor eingeführt.⁷



*Heinrich Petri (1817-1867).
(LLB: BA LP 18-23)*

Die Geschäftsführung der Schulsachen im fürstlichen Konsistorium in Detmold

Damit ist das Problem der Doppelstellung Thelemanns als Konsistorialrat und Seminardirektor angesprochen. Seit der Pensionierung des Konsistorialrates Friedrich Hermann Adolf Böhmer zum 1. Oktober 1860 und der Ernennung des Konsistorialrates August von Cölln zum Generalsuperintendenten im gleichen Jahr war die Berufung eines weiteren Mitgliedes in das Konsistorium notwendig, das die Schulsachen bearbeiten sollte.

Bis zu dem Tod Ferdinand Weerths im Oktober 1836 hatte der jeweilige Generalsuperintendent die Schulgeschäfte im Konsistorium geführt. Im Januar 1837 legte der Geheime Regierungsrat Petri einen Reformentwurf für das Konsistorium vor, der mit einigen Änderungen vom Landesherrn genehmigt wurde. Vor allem hatte die Neuorganisation die Schaffung eines Kollegiums im Konsistorium zum Inhalt. So sollte neben den bisherigen Räten, einem weltlichen und einem geistlichen, ein zweiter geistlicher Rat in das Kon-

⁷ Vgl. Landesarchiv/Staats- und Personenstandsarchiv Detmold, L 80.21 Nr. 68.

sistorium berufen werden, der die Schulsachen bearbeiten sollte.⁸ Dementsprechend wurde am 14. April 1837 Pastor Friedrich Hermann Adolf Böhmer zum Konsistorialrat mit dem Aufgabengebiet des Schulwesens berufen. Gleichentags wurde Pastor Friedrich Georg Althaus zum Generalsuperintendent berufen.



August von Cölln (1804-1865).
(LLB: BA LP 3-68)

Eine weitere Umorganisation erfuhr die Geistliche Behörde 1854. Durch das landesherrliche Edikt vom 15. März 1854 „die Gleichstellung der evangelisch-lutherischen Kirche mit der evangelisch-refomirten im Fürstentum“ betreffend kam Dr. Carl Friedrich Christoph Heinrichs, seit 1827 Pfarrer der lutherischen Gemeinde in Detmold, als Bearbeiter der lutherischen Kirchensachen in das Konsistorium. Des weiteren wurde der dritte Detmolder Pfarrer August von Cölln im April 1854 zum Konsistorialrat berufen, um das Ressort des Schulwesens zu übernehmen.

Auf eine Anfrage des neugeschaffenen fürstlichen Kabinettsministeriums unter Dr. Hannibal Fischer hin gab das Konsistorium im Januar 1854 ein Gutachten ab. Die drei Konsistorialräte sahen zu diesem Zeitpunkt keine Veranlassung dazu, ihr Kollegium zu vergrößern, da sie bisher die anfallenden Kirchensachen gut bewältigt hätten. „Nur die Schulsachen haben sich in neuerer Zeit sehr vermehrt, so daß der Departementsrath wegen der ihm obliegenden pfarramtlichen und sonstigen Geschäfte seit einigen Jahren sich verhindert gesehen hat, die so nothwendigen Schulvisitationen vorzunehmen.“⁹ Konsistorialrat Böhmer erhielt für seine Tätigkeit im Konsistorium keine Vergütung. Er war auf die Einkünfte aus dem von ihm bekleideten 2. Pfarramt in Detmold angewiesen, dessen Amtsführung er zudem ohne Hilfe ausüben musste. Entgegen der Hoffnung des Konsistoriums, Böhmer würde von seiner pfarramtlichen Tätigkeit befreit werden, so dass er sich seinem arbeitsintensiven Geschäftsbereich im Konsistorium widmen könne, berief der Landesherr im April 1854 den Pastor August von Cölln in das Kollegium des Konsistoriums. Diesem wurden nun ein Großteil der Schulgeschäfte zugewiesen. Doch auch von Cölln hatte als Konsistorialrat und 3. Pastor in Detmold ähnliche Probleme wie Böhmer. Aber er erhielt nun einen Hilfspfarrer zugewiesen, der ihm fast alle pfarramtlichen Verpflichtungen abnahm.¹⁰

Einem Erlass vom 27. März 1854 zufolge waren die Schulgeschäfte zwischen den Konsistorialräten Böhmer und von Cölln folgendermaßen aufgeteilt: Böhmer übte die Aufsicht über das Lehrer-Seminar und dessen Leitung aus und bei den Schulsachen hatte er die wirtschaftlichen Vorgänge, wie die Abnahme der Schulrechnungen und Angelegenheiten der Schulbauten, zu bearbeiten. Von Cölln dagegen hatte die Inspektion des gesamten Schulwesens inne. Er hatte über die halbjährig eingehenden Schulberichte Vortrag zu halten, und über Anstellungen und Beförderungen der Lehrer zu entscheiden. Im Juni 1856 übernahm von Cölln auch noch die Direktionsgeschäfte des Seminars, während Böhmer auch hier für die ökonomischen Angelegenheiten zuständig sein sollte.¹¹

Aus gesundheitlichen Gründen ließ sich Generalsuperintendent Althaus zum 1. Januar 1857 pensionieren. Aus Altersgründen schied Konsistorialrat Böhmer zum 1. Oktober 1860 aus seinem Amt aus. Konsistorialrat von Cölln hatte schon am 28. Dezember 1856 interimistisch die Generalsuperintendentur übernommen,¹² bis er schließlich zum 1. Oktober 1860 in dieses Amt berufen wurde.

⁸ Vgl. Petri: Plan zur künftigen Organisation des Consistoriums (Januar 1837), Landeskirchliches Archiv (im Folgenden: LKA) Detmold, Konsistorial-Akten Nr. 4005.

⁹ Stellungnahme des Konsistoriums vom Januar 1854, LKA Detmold, Konsistorial-Akten Nr. 4005.

¹⁰ Vgl. LKA Detmold, Konsistorial-Akten Nr. 722 und 724.

¹¹ Vgl. LKA Detmold, Konsistorial-Akten Nr. 4005.

¹² Vgl. Bericht des Konsistorialpräsidenten de la Croix vom 22. Juni 1859, LKA Detmold, Konsistorial-Akten Nr. 723.



Alexander v. Oheimb (1856-1868).
(Landesbibliothek Detmold,
Bildarchiv: BA LP 17-9)

Nun, 1860, mangelte es an der Finanzierungsmöglichkeit einer eigenen Stelle eines Schulrates im Konsistorium und die Regierung griff auf die Kombination dieser Stelle mit der des Seminardirektors zurück. Ungewöhnlich war dieser Weg nicht, hatten doch die übrigen Mitglieder des Konsistoriums auch weiterhin ihre Ämter als Pfarrer zu besorgen. Wilhelm Begemann, der seit 1858 das Lehrerseminar leitete, wurde so zum Konsistorialrat ernannt und mit der provisorischen Führung der Geschäfte der Schulsachen beauftragt. Mit dessen Tod im Dezember 1862 wurden beide Ämter vakant. Die Suche nach einer geeigneten Person, die sowohl theologisch als auch pädagogisch gebildet sein sollte, zog sich hin. Als Otto Thelemann im Juni 1863 nach Detmold kam und dort seinen Vortrag hielt, zog er bei den als Gästen anwesenden Kabinettsminister Alexander von Oheimb und dem Regierungspräsidenten Otto de la Croix die Aufmerksamkeit durch seine Bildung und seinen beeindruckenden Vortragsstil auf sich. Dann fanden auch erste Gespräche und Schriftwechsel statt, was die Berufung Thelemanns zur Folge hatte. Aber die Umstände, was die Finanzierung einer Schulratsstelle anging, hatten sich nicht geändert. So wurde Thelemann, wie es seit 1860 eingerichtet war, zum Seminardirektor berufen und kommissarisch mit der Wahrnehmung der Schulratsgeschäfte im Konsistorium beauftragt. Das Streben der Regierung, eine eigene Schulratsstelle zu schaffen, konnte mit Billigung des Landtags endlich 1864 erreicht werden, indem das Volksschulgesetz vom 11. Dezember 1849 dahingehend geändert wurde, dass dem Konsistorium nun fest als Oberschulbehörde die Leitung und Beaufsichtigung der Schulen zufiel. Damit konnte auch eine hauptamtliche Schulratsstelle im Konsistorium eingerichtet werden, die Otto Thelemann weiter, nun aber eben hauptamtlich, führte. Die Schulratsstelle wurde zur Hälfte aus der Konsistorialkasse und zur Hälfte aus der Landkasse unterhalten. Die Stelle als Seminardirektor erhielt dann Pfarrer Credé aus Wüsten, der sein Amt Ostern 1865 antrat.

Die Darstellung in der *Sonntagspost*, Thelemann hätte neben der Konsistorialratsstelle auch noch zum Seminardirektor berufen werden wollen, verdreht also die historischen Abläufe.

Schluss

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Darstellung der Umstände, unter denen Otto Thelemann 1863 als Konsistorialrat nach Lippe kam, in der *Sonntagspost* entstellend ist und nicht den belegbaren historischen Abläufen entspricht. Vielmehr beinhaltet der Artikel die Intention, Thelemann als einen sich fachlich kaum betätigenden und überwiegend auf sein finanzielles Auskommen bedachten Mann darzustellen. Die polemische Darstellung zielte mehr auf das politische Tagesgeschäft als auf eine objektive Information ab, weshalb diese Quelle kritisch bewertet werden muss.

Dass Otto Thelemann sich intensiv und konzentriert dem lippischen Volksschulwesen zuwenden konnte, lag auch daran, dass er das einzige Mitglied des Konsistoriums war, das sein Amt hauptamtlich ausüben konnte. Der Generalsuperintendent war z.B. bis 1903 zugleich 1. Pfarrer an der reformierten Gemeinde in Detmold und bis 1876 Superintendent der Klasse Detmold.¹³ Eine kritische Auseinandersetzung mit Otto Thelemann und seinem Wirken hat bisher noch nicht stattgefunden. Grundsätzlich stützen sich auch jüngere Publikationen auf den von Thelemanns Sohn verfassten Aufsatz von 1936, den selbst der Herausgeber, der Detmolder Verleger Max Staercke, dahin charakterisierte, dass das skizzierte Lebensbild „der Eigenart des Mannes in keiner Weise gerecht“ wird, da die Darstellung zu einseitig positiv sei.¹⁴

¹³ Vgl. Wilhelm Butterweck: Die Geschichte der Lippischen Landeskirche. Schötmar 1926, S. 264f.

¹⁴ Vgl. Landesarchiv/Staats- und Personenstandsarchiv Detmold, D 72 Staercke Nr. 458.

Das Polenbild in der Kriegschronik des Fritz Geise¹

Von Andreas Ruppert

Biographisches und politische Einordnung

Fritz Geise wurde 1871 in Tintrup nahe Blomberg geboren, er ist 1966 in Detmold gestorben. Die meiste Zeit seines Lebens hatte er in Lage verbracht. Nach der Revolution vom November 1918 hatte er eine wichtige Rolle in der lippischen Landesverwaltung gespielt. 1922 erhielt er die Aufsicht über das Berufsschulwesen, zehn Jahre später die Stellung eines Schulrates. Im April 1933 wurde er von den lippischen NS-Machthabern zwangspensioniert.²

Von 1926 bis 1930 gehörte Geise dem Landespräsidium an. Er war Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei und stand der Sozialdemokratie fern. Er nahm jedoch die liberale Grundausrichtung seiner Partei ernst und weigerte sich, den Rechtsruck der bürgerlichen Parteien in der Endzeit der Weimarer Republik mitzutragen. Auch danach blieb Geise standhaft und verteidigte noch 1936 dem Gauleiter des NSDAP-Gaus Westfalen-Nord Dr. Alfred Meyer gegenüber die "Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue" des ehemaligen sozialdemokratischen Landespräsidenten Heinrich Drake.³ Geise war kein Nationalsozialist.

Geise hat sich in beiden Weltkriegen in der Pflicht gesehen, Zeugnis abzulegen und das Geschehen für die Nachwelt zu dokumentieren. Ergebnis seiner Bemühungen, die eigenem Antrieb entsprachen und keinem Auftrag folgten, waren zwei Chroniken, die er der Stadt Lage als Grundlage für ihr kollektives Gedächtnis übergab. Sie liegen heute im Stadtarchiv.⁴ Die Chronik zum Zweiten Weltkrieg ist dabei mit fast 1000 Seiten handschriftlicher Aufzeichnungen und mit unzähligen Anlagen eine Quelle, wie sie sich der Historiker nicht besser wünschen kann. Geise war ein kluger Zeitgenosse, der scharf beobachtete und sich nach Möglichkeit selbst ein Bild von den Ereignissen machte. Dabei blieb er nicht auf der Mikroebene seiner unmittelbaren Erfahrung stehen, sondern versuchte, sie mit dem Makrokosmos der Gesamtlage im Krieg zu verbinden.

Geise war in seiner Methodik ausgesprochen modern. Er befand sich selbst in der Rolle des Zeitzeugen, aber nicht rückblickend, sondern als Beobachter seiner Gegenwart. Der Historiker kann nicht näher an das Geschehen herankommen als über solche Zeugnisse. Sein zweiter Ansatz bestand in der Befragung anderer Zeitzeugen, war also "Oral History", bevor sich die Fachwissenschaft Jahrzehnte später diese Methode eignete. Er befragte die Menschen auf der Straße, auf dem Bahnhof, in den Zügen, im Heimaturlaub von der Front, und er hörte den Evakuierten zu. Da ihn viele der Befragten kannten, ihn z. T. als seine Schüler schätzen gelernt hatten, traf er auf keine Ablehnung. Er erfuhr alles, was er wissen wollte, und zeichnete es auf. Darüber hinaus präsentierte er aber auch "klassisches" schriftliches Quellenmaterial. Das reicht von Ausschnitten aus der Tageszeitung bis zu Abschriften von Feldpostbriefen, womit er schon früh eine Quelle verwendete, die ebenfalls erst Jahrzehnte später ins Licht der Forschung gerückt ist.

¹ Vom 27. Januar bis zum 16. März wurde in der Volkshochschule Bielefeld die Ausstellung „Größte Härte – Verbrechen der Wehrmacht in Polen September/Oktober 1939“ gezeigt. Zum Rahmenprogramm gehörte auch dieser am 20. Februar 2008 in der Volkshochschule Detmold gehaltene Vortrag, der für die Veröffentlichung überarbeitet und annotiert wurde.

² Biographische Angaben zu Geise nach seiner Personalakte im Landesarchiv/Staats- und Personenstandsarchiv Detmold (im Folgenden: LADT): D 99 Nr. 1203.

³ Schreiben an Meyer vom 5. Mai 1936, in LADT: D 99 Nr. 1203.

⁴ Eine Kopie liegt im LADT vor: D 71 Nr. 400, 401 und 402.

Damit zeichnete Geise ein weitgefächertes, facettenreiches Bild jener Jahre, in dem sich drei große Linien erkennen lassen. Zum einen handelt es sich um die unmittelbare Kriegserfahrung in Lage und Umgebung, mit der Spannung zwischen Kriegsnähe und Kriegsferne, wie sie typisch für diese Zeit in Lippe war. Zum andern geht es um die Erfahrung von Kriegshandeln an den Fronten. Und zuletzt wird bei Geise eine grundlegende Mentalität sichtbar, die einiges darüber erhellt, warum dieser Krieg bis in den Untergang hinein vom größten Teil der Bevölkerung mitgetragen wurde.⁵

Hier geht es nun darum auszuleuchten, welches Polenbild bei Geise zu finden ist und wie er den Überfall und die Jahre der Besetzung dieses Landes kommentierte. Da Geise das Land Polen nicht kannte und persönlich wohl kaum Kontakte mit Polen gehabt hat, spiegelt seine Einschätzung die kollektive Mentalität jener Jahre wider. Man kann sagen: Was er aufschrieb, dachte eine Mehrheit.

Anmerkungen zur deutsch-polnischen Geschichte von den Teilungen 1772 bis 1939

Die Teilungen Polens

In der polnischen Geschichte gab es Ende des 18. Jahrhunderts drei Ereignisse, die bis heute traumatisch wirken: die schrittweise Aufteilung unter die Großmächte Russland, Österreich und Preußen in den Jahren 1772, 1793 und 1795. Die letzte Teilung liquidierte den eigenständigen Staat Polen. Dass dabei Preußen die treibende Kraft war, hat man in Warschau nie vergessen. Im 19. Jahrhundert gab es in der preußischen Politik unterschiedliche Tendenzen im Umgang mit den neu gewonnenen polnischen Gebieten. Anfangs überwog die Bereitschaft, ihre Eigenständigkeit anzuerkennen. Preußische Könige lernten polnisch und urkundeten polnisch. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wandelte sich das Blatt. Jetzt dominierte eine aggressive Germanisierungspolitik, die staatlicherseits unterstützt wurde und heftige polnische Reaktionen hervorrief.⁶

Der Erste Weltkrieg

Im Ersten Weltkrieg wurde das Schicksal Polens wieder ein europäisches Thema. Denn beide im Osten kriegführenden Mächte, Russland wie auch die Mittelmächte Österreich-Ungarn und Deutschland, suchten die polnische Unterstützung. Beide versprachen den Polen weitgehende Autonomie, aber nur innerhalb ihrer jeweiligen Reiche. Deutschland blieb es dabei vorbehalten, zwei neue Gesichtspunkte einzubringen, die langfristig bedeutsam werden sollten:

- zum einen die Differenzierung zwischen einem Territorialstreifen, der dem Reich als Vorfeld gegenüber Russland dienen sollte, während erst östlich davon so etwas wie ein deutsches Protektorat Polen als „Pufferstaat“ entstehen sollte;

⁵ S. dazu auch meinen Beitrag: „Über Nacht sind wir schlafend in den Krieg geraten ...“ Der Zweite Weltkrieg in den Aufzeichnungen des Fritz Geise, Chronisten der Stadt Lage. In: Hans D. Jacobs u. Christina Pohl (Hg.): Zeitlupe 2000. Historisches Jahrbuch für Lage. Lage 2000, S. 65-79.

⁶ Unübertroffen bleiben Martin Broszats Analysen: Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik. München 1963, Frankfurt 1972, und zur NS-Zeit: Nationalsozialistische Polenpolitik. Stuttgart 1961. Ansonsten ist hier nicht der Ort, die reiche auch deutschsprachige Literatur zur polnischen Geschichte aufzulisten. Als Einführung mag aber der Begleitband zu einer Dauerausstellung im Kreismuseum Wewelsburg (Kreismuseum des Kreises Paderborn) dienen, in dem das deutsch-polnische Verhältnis von seinem Anfang bis in die Nachkriegszeit hinein beleuchtet wird: Wulff E. Brebeck u. Andreas Ruppert: Deutsche im östlichen Mitteleuropa. Kultur - Vertreibung - Integration. Einführung in die Ausstellung im Kreismuseum Wewelsburg. Paderborn 1987.

- zum anderen ernsthafte Überlegungen, die polnische Bevölkerung aus diesem Streifen „auszusiedeln“, d. h. zu deportieren.⁷

In Polen organisierten sich gleichzeitig starke Kräfte, die auf die Wiederherstellung des Nationalstaates hinarbeiteten. Ihre wichtigsten Protagonisten waren Roman Dmowski, Jozef Pilsudski und Ignac Paderewski. Sie alle sollten dann im neuen Staat eine Rolle spielen. Es waren dann die Westmächte, die die Wiederherstellung eines polnischen Staates auf die Tagesordnung setzten. Punkt 13 in den berühmten „14 Punkten“ des amerikanischen Präsidenten Wilson bestimmte:

„Ein unabhängiger polnischer Staat soll errichtet werden, der die von einer unbestreitbar polnischen Bevölkerung bewohnten Gebiete umfassen und dem ein freier und gesicherter Zugang zum Meere gewährleistet werden soll.“⁸

Da Deutschland Friedensverhandlungen auf der Basis der 14 Punkte zugestimmt hatte, gab es keinen Weg mehr zurück. Gleichzeitig schufen die polnischen militärischen und politischen Führer selbst im November 1918 einen Status Quo und setzten eine eigene Regierung ein. Sie zogen eine Grenze mitten durch Westpreußen und die Provinz Posen und bezogen dabei Gebiete ein, die auch vor den Teilungen Ende des 18. Jahrhunderts polnisch gewesen waren. Eine Grenzziehung nach ethnischen Gesichtspunkten war in diesem Gebiet nicht möglich.

Versailles und die Folgen

Die staatsrechtliche Regelung erfolgte im Friedensvertrag von Versailles. Grundsätzlich lässt sich sagen, dass der größere Teil der deutschen Bevölkerung die Niederlage im Krieg weder verstanden noch akzeptiert hat, und dass der heftige, aber sachlich kaum begründete Protest gegen den Vertrag von Versailles nur das Pendant zu früheren übertriebenen Kriegszielerwartungen war. Tatsächlich sah der größte Teil der Bevölkerung in der Wiederherstellung Polens eine der vielen Ungerechtigkeiten des Friedensvertrags - in Geiss's Worten: *„Das Versailler Diktat hatte für Deutschland im Osten unerträgliche Verhältnisse geschaffen.“*⁹

Der Vertrag vom 28. Juni 1919 bestimmte, was Polen anging:

- die Abtretung des größten Teils von Westpreußen und der Provinz Posen;
- die Durchführung von Volksabstimmungen in Marienwerder, Allenstein und Oberschlesien. In Marienwerder und Allenstein stimmten am 11. Juli 1920 mehr als 90 % der Berechtigten für Deutschland; die Abstimmung in Oberschlesien zeigte am 20. März 1921 ein Ergebnis, das ein Jahr später, im Mai 1922, zu einer Teilung führte;
- die Proklamation Danzigs als „Freie Stadt“;
- die Trennung Preußens vom Reichsgebiet durch den „Korridor“, der Polen einen Zugang zur Ostsee verschaffte.

Polen wurde im Vertrag verpflichtet, seine Minderheiten zu schützen und ihnen die gleichen Rechte wie der polnischen Bevölkerung zu gewähren. Diese Bestimmungen sollten von den Alliierten und vom Völkerbund überwacht werden. Der deutschen Minderheit wurde die Möglichkeit eingeräumt, sich für die deutsche oder

⁷ S. dazu die Dissertation von Immanuel Geiss: Der polnische Grenzstreifen 1914/1918. Ein Beitrag zur deutschen Kriegszielpolitik im 1. Weltkrieg. Lübeck u. Hamburg 1960.

⁸ Zitiert nach Broszat: Polenpolitik, Ausgabe Frankfurt 1981, S. 194. Die „14 Punkte“ wurden am 8. Januar 1918 vor dem Congress vorgetragen.

⁹ Einleitung der Chronik zum Zweiten Weltkrieg.

polnische Staatsbürgerschaft zu entscheiden. Eine Entscheidung für Deutschland bedeutete aber nach polnischer umstrittener Auffassung zugleich auch eine für die Aussiedlung. Die davon betroffenen sog. Optanten ließen sich bevorzugt in den westlichen Teilen Preußens und Posens, d. h. in der neuen Grenzmark Posen-Westpreußen, nieder. Es muss betont werden, dass die Wahl selbst eine freiwillige war und es keine Maßnahmen der polnischen Regierung gab, Deutsche, die sich für Polen entschieden, anders zu behandeln als die polnische Bevölkerung. Es wäre also falsch, die Umsiedlung der Optanten als Vorläufer der späteren Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg zu verstehen.

Deutschland und Polen in der Zeit der Weimarer Republik

Weder Deutschland noch die Sowjetunion akzeptierten den neuen polnischen Staat. In beider Augen war die Staatsgründung eine Unverschämtheit und der Beweis für polnische Frechheit. Für Geise war sie im Rückblick ein „kurzer Fiebertraum“¹⁰. Geise blieb das Sprachrohr für deutsches Empfinden, wenn er 1939 rückblickend feststellte: „*Deutsche Soldaten haben die Polakei vor 24 Jahren unter unsäglichen Opfern von der russischen Knote befreit. Der Dank dafür waren Haß und Feindschaft.*“¹¹

Die deutsche Politik sprach – und darin waren sich alle Parteien einig! – von der Ostgrenze als einer „offenen Wunde“, die einer Revision bedürfe. Wie diese Revision aussehen sollte, wurde unterschiedlich gesehen. Die rechten Wehrverbände und die SA rüsteten für eine gewaltsame Revision; die Reichswehr und die Rote Armee fühlten vor, wie weit ein Zusammengehen gegen Polen möglich sei und nahmen gedanklich eine 4. Teilung vorweg. Die Haltung der Reichswehr brachte deren Chef Hans von Seeckt – ehemals Schüler am Detmolder Gymnasium Leopoldinum – in einem Schreiben an den ersten „Weimarer“ Außenminister Graf Brockdorff-Rantzau vom 11. September 1922 auf den Punkt: „*Polens Existenz ist unerträglich, unvereinbar mit den Lebensbedingungen Deutschlands. Es muss verschwinden und wird verschwinden durch eigene Schwäche und durch Russland, mit deutscher Hilfe.*“¹²

Die „Weimarer“ Regierungsparteien waren dagegen auf eine Lösung durch Verhandlungen fixiert, wobei eine Anerkennung des Status Quo allerdings nicht in Frage kam. Was die Reichsregierung mit Außenminister Gustav Stresemann im Locarno-Pakt 1925 Frankreich im Westen zugestand, die Anerkennung der Nachkriegsgrenze, wurde Polen konsequent verweigert. Ein „Ost-Locarno“ gab es nicht. Da andererseits auch Polen nicht zu einer Diskussion über seine Westgrenze bereit war, verhärteten sich die Fronten bis hin zu beiderseitigen Kriegsdrohungen und es blieb dauerhaft beim Gefühl der „offenen Wunde“.

Das deutsch-polnische Verhältnis in der NS-Zeit bis 1939

Da die NSDAP alle rechtsradikalen, völkischen und revisionistischen Kräfte im Reich gebündelt hatte, konnte es keinen Zweifel an der außenpolitischen Ausrichtung der neuen Reichsregierung geben. Außenminister von Neurath hatte das Verhältnis zu Polen am 7. April 1933 im Kabinett eindeutig benannt: „*Unser Hauptziel bleibt die Revision der Ostgrenze. Nur eine totale Lösung kommt in Frage, Zwischen- und Teillösungen sind abzulehnen ... Eine Verständigung mit Polen ist weder möglich noch erwünscht.*“¹³

¹⁰ Eintrag vom 14. September 1939.

¹¹ Eintrag vom 14. September 1939.

¹² Hier zitiert nach Broszat: Polenpolitik, Ausgabe Frankfurt 1981, S. 218.

¹³ Hier zitiert nach Broszat: Polenpolitik, Ausgabe Frankfurt 1981, S. 238.

Um so größer war die Überraschung, als sich Hitler doch für Zwischenlösungen entschied. Wie weit er dabei Polen nur in Sicherheit wiege wollten, um die Aufrüstung der Wehrmacht unbehelligt durchführen zu können, oder ob er in Polen einen zeitweiligen Verbündeten gegen den eigentlichen Feind, die Sowjetunion, suchte, ist schwer zu bestimmen. Es hätte aber für Polen langfristig keinen Unterschied bedeutet. Die einzelnen Schritte dieser Politik sollen kurz aufgelistet werden:

- 19. Oktober 1933: Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund;
- 26. Januar 1934: Deutsch-polnischer Nichtangriffspakt, auf 10 Jahre geschlossen;
- 13. September 1934: Ablehnung weiterer Zusammenarbeit mit dem Völkerbund durch Polen;
- 5. November 1937: bilaterale Erklärung über den Schutz der Minderheiten;
- 1. Oktober 1938: Einmarsch der Wehrmacht in das Sudetenland, gleichzeitige Okkupation tschechischer Gebiete durch Polen;
- 31. März 1939: Garantieerklärung Großbritanniens für Polen;
- 28. April 1939: Hitlerrede mit Aufhebung des Nichtangriffspaktes mit Polen;
- 23. Mai 1939: Auftrag an die Wehrmacht, den Polenfeldzug vorzubereiten („Fall Weiß“). Hitlers Ausführungen gegenüber der Wehrmachtführung:
„Danzig ist nicht das Objekt, um das es geht. Es handelt sich für uns um die Erweiterung des Lebensraumes im Osten ... Es entfällt also die Frage, Polen zu schonen, und bleibt der Entschluss, bei erster passender Gelegenheit Polen anzugreifen.“¹⁴
- 23. August 1939: Deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt, mit dem geheimen Zusatzprotokoll mit dem Beschluss zur – nunmehr vierten – Teilung Polens;
- 25. August 1939: formeller Beistandspakt zwischen Großbritannien und Polen;
- 1. September 1939: Einmarsch der Wehrmacht in Polen;
- 28. September 1939. Deutsch-sowjetischer Grenz- und Freundschaftsvertrag (mit einem Zusatzprotokoll zum Grenzverlauf vom 4. Oktober 1939).

Der Vertrag vom 23. August war deshalb von besonderer Bedeutung, weil er der deutschen Führung freie Hand für den Kriegsbeginn ließ. So haben Nationalsozialisten und Stalinisten am Ende das erreicht, was beide Länder seit 1919 wollten. In Geises Weltbild handelte es sich allerdings um ein deutsches Geschenk und nach dem Angriff auf die Sowjetunion klagt er im Rückblick:

„Wir haben den Russen halb Polen ohne jede Gegenleistung hingegeben u. zugesehen, wie sie obendrein noch Karelien, die Balkanstaaten Litauen, Lettland u. Estland, sowie Bessarabien u. die Bukowina verschlungen haben. Das war ein Länderzuwachs so groß wie ganz Deutschland. Daß der russische Bär über uns, seinen Futtermeister, nun auch noch herfallen würde, um uns zu zerfleischen, konnten wir nicht erwarten.“¹⁵

Der Zweite Weltkrieg

Sowohl der Einmarsch in Polen wie auch die Brutalität der Kriegführung wurden vom Trommelfeuer einer Gräuelpropaganda der Medien vorbereitet und begleitet. Jede polnische Aktion, jeder Ansatz von Widerstand wurde zum Exzess aufgewertet, der die eigene Brutalität rechtfertigen musste. Geise äußerte niemals auch nur den geringsten Zweifel an solchen Berichten. Er übernahm sie und transportierte sie weiter:

„Als aber Polen nach dem Joch Pilsudskis unter dem Einflusse der Westmächte eine ausgesprochen deutschfeindliche Haltung annahm ... trat im deutschen Volke die Entrüstung darüber u. der Abwehr-

¹⁴ Hier zitiert nach Broszat: Polenpolitik, Ausgabe Frankfurt 1981, S. 262.

¹⁵ Eintrag zum 22. Juni 1941.

wille von Tag zu Tag deutlicher hervor. Rundfunk und Presse gaben dieser Stimmung immer lebhafteren Ausdruck. Hinzu kamen die täglichen Meldungen u. Berichte über die feindlichen Übergriffe der verhetzten polnischen Bevölkerung auf deutsche Bewohner u. deutsches Eigentum in Polen, die in planmäßige, von der Regierung geduldete u. gedeckte Verfolgung u. Ausrottung des Deutschtums ausarteten. Wer die Entwicklung der politischen Spannungen verfolgte, war sich darüber klar, daß sie eines Tages zur kriegerischen Entladung kommen würden, u. daß dieser Zeitpunkt nicht mehr fern sein würde, war ebenso deutlich erkennbar.“¹⁶

Zentralen Stellenwert hat z. T. bis heute der sog. Bromberger Blutsonntag vom 3. September 1939, dessen Opferzahlen nie genau festgestellt, von der NS-Propaganda aber erhöht und genutzt wurden. Geise schrieb dazu:

„Alles, was die Polen in ihrem Fanatismus in den letzten Monaten an unmenschlichen Greuelthaten gegen deutsche Volksgenossen verübt haben, ist überboten worden durch das Blutbad, das sie am 3. Sept. kurz vor dem Einrücken der deutschen Truppen in Bromberg angerichtet haben. Man steht vor einem psychologischen Rätsel u. fragt erstarrt, wie es zugehen kann, daß ein Volk plötzlich von solch einer blinden, sinnlosen Raserei u. blutrünstigen Bestialität erfaßt werden kann, daß es aus purem Nationalhaß sich zu so teuflischen Grausamkeiten hinreißen lassen kann. Sollte sich in dieser unmenschlichen Rohheit ein Grundzug des ... Volkscharakters offenbaren, dann könnte man geneigt sein, ... jedes Mitleid bei dem über sie hereinbrechenden Strafgericht zu versagen.“¹⁷

Noch im Mai 1941, als die Landung deutscher Soldaten auf Kreta nicht so problemlos ablief wie gedacht, notiert Geise:

„Bei den Kämpfen auf Kreta sind deutsche Soldaten nach ihrer Verwundung in so tierischer Weise verstümmelt worden, wie es im Verlauf diese Krieges nur in Polen vorgekommen ist. Die deutsche Wehrmacht wird mit allen Mitteln dafür Sorge tragen, daß die Anständigkeit u. Ritterlichkeit des Kampfes gewahrt bleibt.“¹⁸

Geise hat die Bedingungen dieses Krieges nie begriffen. Die Zitate aus seiner Chronik dienen hier aber nicht dazu, den Autor vorzuführen, sondern dazu, deutsche Mentalität auf zwei Ebenen zu zeigen: In der Kriegszeit, um zu erklären, warum und wie weit diese Kriegführung bis zuletzt unterstützt wurde; und für die Weigerung der Nachkriegszeit, das wahre Bild des Krieges anzuerkennen – denn der Mythos der „anständigen“, der „sauberen Wehrmacht“ war ein fester Bestandteil der Ideologie der bundesdeutschen Gesellschaft, von der zwei Generationen geprägt wurden. Tatsächlich wurde der Krieg gegen Polen von Anfang an mit großer Brutalität geführt. Für einen polnischen Staat gab es nun kein Existenzrecht mehr. Für die polnische Bevölkerung gab es nur insoweit *noch* ein Existenzrecht, als sie für Sklavenarbeit gebraucht wurde. Hitler machte der Wehrmachtführung am 17. Oktober 1939 in dieser Hinsicht klare Vorgaben: *„Die Durchführung bedingt einen harten Volkstumskampf, der keine gesetzlichen Bindungen gestattet. Die Methoden werden mit unseren sonstigen Prinzipien unvereinbar sein.“*¹⁹

¹⁶ Einleitung der Chronik zum Zweiten Weltkrieg.

¹⁷ Eintrag vom 14. September 1939.

¹⁸ Eintrag vom 31. Mai 1941. Dass die eigenen Soldaten grausam verstümmelt wurden, gehört zu den Wandermotiven der Kriegsgeschichte und wird auch für deutsche Soldaten regelmäßig bemerkt, von Polen bis Italien. Sie werden vor allem dann bemerkt, wenn eigene Verluste oder eigene Niederlagen vermittelt werden müssen. Auch hier ist Geise also nur Sprachrohr für eine weit verbreitete Meinung.

¹⁹ Besprechung Hitlers mit dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht am 17. Oktober 1939, in: Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal. Bd. XXVI, Nürnberg 1947, S. 378 ff., hier S. 379 (Dokument 864-PS).

Die deutsche Besatzungsmacht begann sofort nach dem Einmarsch mit der Liquidierung der polnischen Elite: Intelligenz, Lehrerschaft, Geistlichkeit. Niemand sollte mehr in der Lage sein, einen Aufstand anzuführen. Ausführende waren Polizei, SS, Wehrmacht und der „Volksdeutsche Selbstschutz“. Die Ausrottungs-„politik“ gegenüber den Juden Europas und die grausame Kriegführung der Wehrmacht in den Ländern der Sowjetunion hat die Tatsache verdeckt, dass auch der Krieg gegen Polen vom ersten Tag an eine neue, mörderische Qualität besaß. Die Ausstellung „Größte Härte. Verbrechen der Wehrmacht in Polen September/Oktober 1939“ hat dies Anfang 2008 in Bielefeld eindrucksvoll vor Augen geführt.

Große Teile Polens wurden im September 1939 abgetrennt und dem Reich zugeschlagen (Warthegau, Schlesien, Preußen). Polen und Juden sollten daraus deportiert, „Volksdeutsche“ dorthin umgesiedelt werden. Für diese Deportationsprozesse wurde die neue Institution des *Reichskommissars für die Festigung des deutschen Volkstums* geschaffen. Reichskommissar wurde Himmler, der Führer der Polizei und SS, und tatsächlich blieben die neuen Gebiete vom „Altreich durch eine Polizeigrenze getrennt. Himmler sicherte sich alle Machtpositionen, um seinen Anspruch einzulösen: „Der Osten gehört der Schutzstaffel“.

Der „Rest“ Polens wurde zur Kolonie degradiert, die zur völligen Ausplünderung vorgesehen war. Sie wurde als „Generalgouvernement“ bezeichnet, d. h. mit einer der typischen sprachlichen Begriffsschöpfungen der deutschen Besatzungsmacht. An der Spitze des Generalgouvernements stand als Generalgouverneur Dr. Hans Frank, Jurist und Spitzenfunktionär der NSDAP. Er verlegte seine Residenz auf die alte polnische Königsburg, den Wawel in Krakau. Das Generalgouvernement wurde in vier „Distrikte“ eingeteilt, mit je einem Gouverneur oder Distriktschef an der Spitze: Krakau, Warschau, Lublin und Radom. Später, nach dem Überfall auf die Sowjetunion, kam Galizien als fünfter Distrikt dazu.

Auch Hans Frank beteiligte sich an dieser Ausrottungspolitik, wie sein Diensttagebuch bis heute belegt. Hier soll nur der Eintrag vom 30. Mai 1940 zitiert werden:

„Was wir jetzt an Führungsschicht in Polen festgestellt haben, das ist zu liquidieren, was wieder nachwächst, ist von uns sicherzustellen und in einem entsprechenden Zeitraum wieder wegzuschaffen. Wir brauchen diese Elemente nicht erst in die Konzentrationslager des Reiches abzuschleppen, sondern wir liquidieren die Dinge im Lande ... Ich gestehe ganz offen, dass es einigen tausend Polen das Leben kosten wird, vor allem aus der geistigen Führungsschicht ... Meine Herren, wir sind keine Mörder. Für den Polizisten und SS-Mann, der auf Grund dieser Maßnahmen dienstlich verpflichtet ist, die Exekutionen durchzuführen, ist das eine furchtbare Aufgabe.“²⁰

Das Ergebnis war ein zerstörtes Land, fast 6 Millionen Tote, eine völlig zerstörte Hauptstadt. Und ein zum fünften Male geteiltes Land. Die Mörder sprachen sich schon im Krieg selbst frei, und sie kamen, wenn sie nicht wie der Detmolder Jürgen Stroop nach Polen ausgeliefert wurden,²¹ auch nach dem Krieg meist ungeschoren davon. Polen hat das nicht vergessen, und wer heute über die Politik Polens diskutieren will, muss dies alles mitbedenken.²²

²⁰ Aus einer Ansprache vom 30. Mai 1940, in: Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal. Bd. XXIX, Nürnberg 1948, S. 440 ff., hier S. 444 (Dokument 2233-PS). Der Text ist Teil des hier veröffentlichten Diensttagebuchs von Hans Frank. Das Diensttagebuch ist ein Schlüssel nicht nur für die deutsche Polenpolitik, sondern für die Mentalität der mörderischen Elite des NS-Regimes. Auszüge daraus haben Imanuel Geiss und Wolfgang Jacobmeyer veröffentlicht: Deutsche Politik in Polen 1939-1945. Aus dem Diensttagebuch von Hans Frank, Generalgouverneur in Polen. Opladen 1980.

²¹ Zu Stroop s. meinen Beitrag: Das Warschauer Getto und Detmold. In: Rosenland 4 (Juni 2006), S. 2-17.

²² Katrin Stoll, Historikerin an der Universität Bielefeld, untersucht zur Zeit in ihrer Dissertation die in Bielefeld geleistete juristische Aufarbeitung deutscher Verbrechen im ostpolnischen Bezirk Bialystok. Sie zeigt dabei, dass die Tötungen von Juden vom Gericht als Mord angesehen wurden, da ihnen grundsätzlich „niedrige Beweggründe“ zugrunde gelegen haben. Für die Tötungen an Polen wurde dieses für den Tatbestand „Mord“ zureichende Kriterium dagegen nicht verwendet, sodass Verbrechen an Polen

Polen in der Chronik Fritz Geises

Der Polenfeldzug

Geises Chronik setzt mit dem ersten Kriegstag ein. Dass etwas in der Luft lag, war ihm lange vorher klar, da er die Übungen der in Lippe liegenden Wehrmachteinheiten seit Monaten beobachten konnte. Es klingt, als habe er auf den Einsatz gewartet. Am 3. September 1939 notierte er: *„Nun sind die todspeienden technischen Ungeheuer der deutschen Wehrmacht urplötzlich auf das verblendete, herausfordernde Polen losgefahren“*.

Der Kriegsverlauf wurde gespannt beobachtet und die Erfolge wurden bejubelt. Es fällt auf, wie Geises Jubel mit ständigen Beteuerungen der deutschen Rücksichtnahme und Schonung verbunden wird. Das ist Geises Leitmotiv: Die Wehrmacht und überhaupt die Deutschen sind immer anständig oder in Geises Sprache: „ritterlich“ - die Gegner sind immer feige Mordbanden. Es ist erstaunlich, wie bei diesem Nichtnationalsozialisten die Nazi-Lüge vom ersten Satz an wirksam wurde, vgl. etwa den Eintrag vom 4. September 1939:

„Unsere kühnen Flieger sind gleich am ersten Tage der Kriegseröffnung schon viele Hunderte von Kilometern tief in die Polakei vorgestoßen u. haben dort die militärischen Anlagen, u. Bahnhöfe u. Brücken so gründlich bombardiert, daß alles in die Luft geflogen ist. Auf ausdrücklichen Befehl ist die Zivilbevölkerung u. ist Eigentum geschont worden. Ob die Polen gegen deutsche Städte und ihre Bewohner auch so rücksichtsvoll u. human vorgegangen wären, wenn sie hätten einfliegen können, ist nach ihrer bekannten Mordlust nicht anzunehmen.“

Moralische Bedenken wegen des Überfalls oder wegen der erneuten Liquidierung eines Staates oder wegen der Deportationen der einheimischen Bevölkerung waren Geise fremd, s. den Eintrag vom 3. Oktober 1939:

„Nach der Auskunft unserer Soldaten wird uns Polen die Sorgen wegen der Arbeitsbeschaffung entheben; aber es ist Raum für die deutsche Volkskraft gewonnen, u. Tausende unserer Bauernsöhne können dort siedeln. Wie u. wo die Reichsgrenze gezogen werden soll, muß man abwarten. Da der Führer nur Volksdeutsche zu Reichsbürgern machen will, wird das Reichsgebiet über die alten Grenzen vor 1919 nicht allzuweit ausgedehnt werden können; denn die Nationalpolen u. vielen Juden müssen auch irgendwo bleiben u. leben. Es wird also zwischen dem heutigen Rußland u. dem deutschen Reich ein Gebiet geschaffen werden, das unter deutscher Oberhoheit steht u. alle nichtdeutschen Elemente aufzunehmen hat. Das bedeutet allerdings eine Umsiedlung u. Völkerwanderung allergrößten Stils. Aber wir leben nun mal seit 1914 in einer Zeit gewaltiger Vorgänge im Völkerdasein. Wir erleben Weltgeschichte.“

Geise ließ keinen Zweifel daran, dass die Polen letzten Endes selbst schuld an ihrem Schicksal seien. Das Opfer wurde zum Täter stilisiert und der Nichtnationalsozialist Geise unterschied sich vom gestandenen Parteigenossen in Nichts, wie auch sein Eintrag vom 22. Februar 1940 zeigt:

„Aber der Nationalhaß der Polen gegen das Deutschtum ist alt, uralte u. reicht zurück bis in die Kämpfe der Ordensritter. Seit der Aufteilung Polens hat er heimlich unter der politischen Oberfläche geschwelt, bis er durch den Sturm des Weltkrieges wieder hell aufgeflammt ist u. seitdem um sich gefressen hat. -

nach Ablauf der Verjährungsfristen nicht mehr verfolgt werden konnten. Ich danke Frau Stoll für diesen Hinweis und die Erlaubnis zur Einsichtnahme in ihr Manuskript.

Der junge, ungezügelte Polenstaat ist abermals zerschlagen worden u. die begangenen Untaten werden nachträglich gesühnt werden; aber die Polen werden Polen bleiben.“

Die deutsche Besetzung diente in seinem Weltbild letzten Endes sogar dem eigenen Wohl der Polen, wie Geise zum 22. September 1939 notierte:

„Im Osten hat sich das Unwetter ausgetobt. Nur über Warschau lagern noch schwarze Wetterwolken mit Blitz u. Donner; aber auch die werden sich in wenigen Tagen ausgießen u. dann kann in Polen ein neues friedliches Leben der Ordnung u. Arbeit beginnen unter deutschem Schutz u. deutscher Führung. Diesen Schutz u. diese Verwaltung zu liefern, werden unsere alten Soldaten berufen sein.“

Die Landeschützen

Man kann Geise nicht vorwerfen, dass er den Vernichtungswillen von Hitler und Himmler in Berlin oder von Hans Frank in Krakau nicht gekannt hat. Aber wir wissen um seine guten Informationen von den Fronten und wir dürfen fragen, ob von der täglichen Wirklichkeit deutschen Handelns in Polen nichts bis Lage gedrungen ist. In Polen hatten nach dem Ende des Feldzugs Einheiten älterer Soldaten militärische Sicherheitsaufgaben übertragen bekommen. Sie waren in sog. Landeschützenbataillonen zusammengefasst, von denen drei auch aus Lippe stammten. Sie waren hauptsächlich entlang der Bahnlinie Krakau – Lemberg stationiert, der alten österreichischen Carl-Ludwig-Bahn. Sie nahmen nicht an Kampfhandlungen teil, erlebten aber täglich, was im Lande vor sich ging. Weder die Terrorisierung der Polen noch die Mordaktionen gegen Juden konnten ihnen verborgen geblieben sein.²³

Drang davon nichts nach Lage? Zumindest drang davon nichts in Geises Chronik. Dort glaubt man eher, von einer Friedensmission zu lesen, wenn es etwa am 22. September 1939 heißt:

„Von unsern Mitbürgern, die im Landeschützenbataillon Lage ins Feld gerückt sind, treffen die ersten Briefe u. Feldpostkarten ein. Sie sind über Ostpreußen als Besatzungs- u. Aufräumungstruppen nach Polen geschickt worden u. haben dort eine Arbeit mit Einsammeln u. Abtransport von Gefangenen u. erbeutetem Kriegsmaterial vorgefunden. Der Krieg ist ein großer Zerstörer, und wo er gehaust und getobt hat, muß wieder geordnet, geheilt u. aufgebaut werden. Menschen u. Tiere bedürfen der Hilfe u. Fürsorge. Häuser, Wege, Brücken u. Bahnen müssen wieder gebaut u. ausgebessert werden. Das ist Friedensarbeit mitten im Kriege, mühevoll u. zeitraubend, aber selbst für alte, kampferprobte Soldaten noch erfreulicher als das Anstürmen gegen den Feind.“

Hier wird eine Argumentationslinie erkennbar, die dann nach der Niederlage dominant wurde: Das Geschehen wird abstrahiert, die Täter verschwinden hinter Kategorien wie „der Krieg“, konkrete Personen vor allem aus den Reihen der Deutschen wurden als ahnungslos, als missbraucht und als Opfer gezeichnet. Diese Haltung spiegelt sich noch in den Gedenktafeln, die in den 60er Jahren in verschiedenen Orten angebracht wurden und die die wirklichen Opfer als solche von bedauerlichen Naturkatastrophen darstellten. Das mentalitätsgeschichtlich Interessante daran ist nicht, dass es sich hier um eine Verdrehung der Wahrheit handelt, sondern dass diese Verdrehung geglaubt wurde, dass sich Menschen wie Geise ihre eigenen Mythen zurechtbastelten und mit ihnen die Wirklichkeit ersetzten. Es gehört sicher zu den schwierigsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft, diese Vergiftungen durch Lügen und Mythenbildungen wieder aufzuheben. Ob es gelingt, darf durchaus bezweifelt werden. Nach der Lektüre der vorliegenden Kriegschronik eines ehema-

²³ Einen interessanten Einblick in das Leben dieser Landeschützen geben die Feldpostbriefe und Fotografien des Detmolder Buchhändlers Ernst Schnelle, die im LADT unter der Signatur D 72 Schnelle vorliegen.

ligen Liberalen, der sich der NSDAP konsequent verweigerte, darf man größte Zweifel an der Wirksamkeit der Aufklärung beibehalten.

Natürlich sollten die Polen für die Aufräumarbeit in ihrem Land auch etwas zurückgeben. So mahnt Geise am 14. Oktober:

„In Polen werden unsere Landwehrleute dafür sorgen, daß Ruhe u. Ordnung wieder einziehen. Sie sind allesamt Männer der Arbeit u. kennen das wirtschaftliche Leben. Ihre Aufgabe ist es, neben dem Polizeidienst als Pioniere der Wirtschaft das Polenvolk an nützliche Arbeit zu gewöhnen, damit es selbst Hand anlegt zur Verbesserung der dortigen Zustände. Es soll aber auch weiter erreicht werden, daß Polen seinen Beitrag liefert zur Kriegsversorgung des Reiches.“

Die von der polnischen Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen erstellten Berichte zeichnen ein anderes Bild.

Deutsche Zivilisten im „Dienst“ in Polen

Das Generalgouvernement benötigte dringend Verwaltungsfachleute aus dem Altreich. Gauleitungen und Kreisleitungen riefen zu freiwilligen Meldungen auf. Vielen war die Sache allerdings nicht geheuer, vor allem nach dem Beginn des Russlandfeldzuges, andere aber sahen hier eine Chance für Karriereschritte, die ihnen im Altreich nicht möglich waren. Auch aus Lippe meldeten sich „Fachleute“ nach Polen; ihre Namen sind z. T. in den Akten im Staatsarchiv erhalten. Auch hier wären Informanten für Geise zu erwarten, er erwähnt sie allerdings fast nie.

Hier soll kurz auf eine andere Quelle hingewiesen werden. In Claude Lanzmanns Film „Shoah“ taucht überraschend eine in Lage lebende Frau auf, Ehefrau des Lehrers Michelsohn.²⁴ Sie lebte in der Kriegszeit in Chelmino, ganz in der Nähe eines der Mordlager für die polnischen Juden. Frau Michelsohn erwähnt ihre Motivation für die Übersiedlung, sie erwähnt auch die dortigen Zustände, die ihr gar nicht passten. Sie erwähnt auf Befragen auch die Polen und Juden, die sie aber erstaunlicherweise nicht differenziert. Unvermeidlich war sie über das Geschehen völlig im Bilde. Hat sie darüber jemals nach Hause berichtet? Wir wissen es nicht. Wir wissen aber aus anderen Orten Lippes, dass der Judenmord hier bekannt war, dass er kein Tabu war, dass öffentlich darüber gesprochen wurde. Berichte darüber standen in Feldpostbriefen und wurden in der Nachbarschaft weitergegeben wie in Leopoldstal.²⁵ Ein Soldat aus Langenholzhausen auf Heimaturlaub zeigt im Zug stolz die Bilder von Erschießungen. Er wurde vom Kreisleiter der NSDAP dezent ermahnt, weil das Geschehen zwar Realität sei, aber geheim bleiben müsse.²⁶

Geise erwähnt so etwas nie. Aber Geise erwähnt auch die einheimischen Juden aus Lage nicht, so, als habe es sie nie gegeben und als wisse er nichts von ihnen. Im Gruppenfoto des Sportvereins wurde das einzige jüdische Mitglied retuschiert, bei Geise kamen die jüdischen Nachbarn gar nicht mehr vor.²⁷ Geise kann damit zur schweigenden Mehrheit der Zuschauer gerechnet werden, die eine zustimmende Mehrheit war.²⁸ Erst nach dem Kriegsende wurde das Schweigen als Ablehnung interpretiert. Zeitzeugen sind wichtig für

²⁴ Das im Film verwendete Gespräch mit Frau Michelsohn ist abgedruckt in Claude Lanzmann: Shoah. Düsseldorf 1986, S. 114-116 u. S. 127-129.

²⁵ Der Vorgang in LADT L 113 Nr. 1945.

²⁶ Der Vorgang in LADT L 113 Nr. 1055.

²⁷ Abdruck des vollständigen und des retuschierten Fotos in van Faassen, Dina, u. Jürgen Hartmann: "... dennoch Menschen von Gott erschaffen" - Die jüdische Minderheit in Lippe von den Anfängen bis zur Vernichtung. Bielefeld 1991, S. 109.

²⁸ S. dazu Raul Hilberg: Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945. 2. Aufl. Frankfurt 1992.

das, was sie berichten, und für das, was sie auslassen. Auch das ist ein Spiegel kollektiver Mentalität, diesmal derer, die „nichts gewusst“ hatten von dem, was vor ihren Augen ablief – und die das der Generation der Nachgeborenen jahrzehntlang weismachen wollten.

Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter in Lippe

Wen Geise vor Augen hat und erwähnt, sind die polnischen Arbeitskräfte, die schon seit September 1939 nach Lippe gekommen waren, zuerst als Kriegsgefangene, später als Zwangsarbeiter. Es handelte sich um mehrere Tausend Personen, und man kann sagen, dass sowohl die lippische Landwirtschaft wie auch die Industrieproduktion völlig von den osteuropäischen Arbeitskräften abhingen.²⁹ Liest man Geises Beobachtungen, müssen die Polen dabei in ein wahres Paradies gekommen sein:

„In den nächsten Wochen werden wohl polnische Gefangene zur Verrichtung landwirtschaftlicher Arbeiten nach den Bauern geschickt werden. Das wird ihnen dienlicher u. wahrscheinlich auch lieber sein als das Kriegführen; denn sie kehren damit zu ihrer gewohnten Beschäftigung zurück u. dürfen versichert sein, daß sie bei uns menschlicher u. anständiger behandelt werden wie die Volksdeutschen in Polen behandelt worden sind.“³⁰

Der gleiche Tenor findet sich immer wieder:

„Sonst aber bemerkt man, daß gefangene Polen, Franzosen u. Serben sich bei ihrer Beschäftigung in den Fabriken u. in der Landwirtschaft ganz wohl fühlen u. an keiner Stelle unfreundlich oder gehässig behandelt werden ...“³¹

Dem idyllischen Bild widerspricht der Hinweis auf den Stacheldraht in einem weiteren Eintrag, der nach Geises Wahrnehmung aber auch nur zum eigenen Schutz der Gefangenen selbst dient. Der Widerspruch zwischen den christlichen Idealen im Text über der Eingangstür und der Behandlung der eingesperrten Menschen, der hier so offensichtlich ist, wird von Geise allerdings nicht wahrgenommen:

„Für die Nacht werden sie in besonderen Quartieren in Gruppen untergebracht. So ist bei Lage die frühere Mastanstalt von Kölling am Herberge u. in Heiden das Konfirmandenhaus für die Unterkunft von Gefangenen eingerichtet, die in der Umgegend beschäftigt werden. Der Stacheldraht vor den vergitterten Fenstern u. die Umzäunung des Häuschens in Heiden deuten allerdings an, daß der eine oder der andere Insasse wohl mal Sehnsucht nach der goldenen Freiheit bekommen könnte, dem die Inschrift über der Eingangstür nicht recht glaubwürdig erscheint: „Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist Gottes Haus u. sein ist die Pforte des Himmels.“ (1. Mos. 28,17).“³²

Auch das Idyllische fehlt nicht beim deutschen Gemütsmenschen, und fast wird bedauert, wie sehr „der Krieg“ als quasi höhere Macht den armen Menschen mitspielte:

²⁹ Zu den Zwangsarbeitern in der Landwirtschaft s. Gabriele Freitag: Zwangsarbeiter im Lipper Land. Der Einsatz von Arbeitskräften aus Osteuropa in der Landwirtschaft Lippes 1939-1945. Bochum 1996. Zu den Zwangsarbeitern in der Industrie s. Hans F. W. Gringmuth: Zwangsarbeit in der lippischen Rüstungsproduktion. In Hansjörg Riechert u. Andreas Ruppert: Militär und Rüstung in der Region. Lippe 1914-1945. Bielefeld 2001, S. 243-259.

³⁰ Eintrag vom 24. September 1939.

³¹ Eintrag vom 11. Oktober 1941.

³² Eintrag vom 11. Oktober 1941.

„Auf einem Feldwege zieht eine Gruppe junger Burschen u. Mädchen singend vorüber. Sie begleiten ihre fremden Lieder mit der Ziehharmonika. Es sind Polen, die den Bauern Hilfe leisten müssen u. heute, ledig aller Pflicht, sich der freien Stunden u. des schönen Wetters erfreuen. Wir lauschen ein wenig den unbekanntenen Weisen. Obgleich wir die Worte nicht verstehen, spricht uns an die Liebe zur fernen Heimat u. die Sehnsucht nach ihr. Der Krieg hat diese Leute heraus gerissen aus Heimat, Volk u. Familie u. wie lose Blätter im Sturm in alle Welt getrieben.“³³

Auch die Urlaubsfreuden werden registriert:

„Als ich am 9.2.43 nach Detmold fuhr, saß der ganze Wagen voll polnischer Frauen u. Mädchen, die mit vielen Koffern, Kisten u. Säcken die Reise in ihre Heimat antraten, um dort einen dreiwöchigen Urlaub zu verbringen. Das war ein Lachen, Singen u. Freuen! Ich verstand nicht ihre Sprache, aber ihr großes Glückempfinden darüber, daß sie nach langer Fronarbeit heimkehren durften ins Elternhaus, zu Vater, Mutter u. Geschwistern, zum eigenen Volke, u. wenn auch nur für 3 Wochen ...

In Detmold stand der Bahnsteig gedrängt voll von Männern u. Frauen, die das P-Abzeichen an der Brust trugen. Sie alle waren glückliche Heimkehrer, die ein besonderer Urlauberzug nach Hause bringen sollte. Wie treibt der allgewaltige Krieg die Völker durcheinander!“³⁴

Völlig falsch ist dieses Bild im Übrigen nicht, wie sowohl die erhaltenen Quellen wie auch bisherige Forschungen zeigen. Für die NSDAP war es ein Problem, dass die lippischen Bauern offenbar von der Rassenlehre wenig berührt waren und sie „ihre“ Polen vor allem nach der Arbeitsleistung beurteilten. Der polnische Knecht, der seine Arbeit tat, wurde wie der deutsche Knecht behandelt, und die polnische Magd wie die deutsche. Zu den erstaunlichen Erfahrungen gehörte auch, dass es Behördenleiter wie den Leiter des Arbeitsamtes Detmold, Georg Süß gab, die auf der Gültigkeit der wenigen den Zwangsarbeitern formal zugestandenen Rechte bestanden und sogar deren Urlaubsansprüche verteidigten.³⁵ Aber es gab auch die Übergriffe, Brutalität einzelner Hofbesitzer und Übergriffe einzelner NS-Funktionäre, es gab grausame Bestrafung von Normverletzungen, es gab öffentliche Hinrichtungen von Polen, auch in Lippe. Beim Chronisten Geise liest man darüber kein Wort.

Ängste vor den Fremden

Eins kam allerdings vor: Die Ängste, die man in Lippe vor möglichen Aufständen der Zwangsarbeiter hatte:

„Wir können zur Zeit die zahlreichen ausländischen Arbeiter nicht entbehren, aber wir müssen sie auch alle ernähren u. außerdem erwachsen uns daraus mancherlei Gefahren. Die meisten von ihnen arbeiten bei uns nicht gern u. nicht freiwillig. Sie gehören Völkern an, mit denen wir im Kriegszustande leben u. die auf die Stunde warten, wo uns der Atem ausgeht. Daß mancher Pole, Russe, Franzose oder Serbe dazu beitragen möchte, liegt auf der Hand. ... Eine scharfe Überwachung ist daher auch jetzt nötig. Um für Ruhe u. Sicherheit sorgen zu können, sind neuerdings Landwehren eingerichtet worden, indem man in allen Städten u. Dörfern Männer, die schon den Weltkrieg als Soldaten mitgemacht haben, für den Sicherheitsdienst bestellt u. mit Waffen versehen hat. Sie üben in besonderen Fällen die Funktionen der

³³ Eintrag vom 22. Juni 1942.

³⁴ Eintrag vom 8. Februar 1943.

³⁵ S. dazu auch Andreas Ruppert: 'Der nationalsozialistische Geist läßt sich nicht in die Enge treiben, auch nicht vom Arbeitsamt.' Zur Auseinandersetzung zwischen dem Kreisleiter der NSDAP in Lippe und dem Leiter des Arbeitsamtes Detmold in den Jahren 1939 bis 1943". In: Lippische Mitteilungen 62 (1993), S. 253-283.

Polizei aus u. geben der Bevölkerung das Gefühl des Schutzes gegenüber landfremden u. gewalttätigen Elementen.“³⁶

Der Begriff „Gefühl des Schutzes“ verrät Geises tiefe Besorgnis. Die Situation stellte sich subjektiv als sehr brisant dar: Die jungen, handlungskräftigen Männer waren an den Fronten und wurden dort geschlagen und zurückgetrieben, die Zwangsarbeiter bildeten eine dynamische Minderheit, die auf ihre Befreiung wartete. Die Angst durchzog die zwei letzten Kriegsjahre und führte tatsächlich zu den von Geise genannten Maßnahmen der NSDAP. Objektiv gab es allerdings nirgends in Lippe einen Ansatz zu bewaffnetem Widerstand.³⁷

Deutschland auf dem Rückzug

Aber tiefer waren Sorge und Bestürzung angesichts der deutschen Niederlagen im Osten. Für Geise hieß das, dass der Krieg umsonst gewesen war. Es hat sich alles nicht gelohnt! Sein Blick ist unverändert allein auf Deutschland gerichtet, fremdes Leid hat darin keinen Platz. Im Gegenteil: Jetzt beginnt schon die Verwandlung des deutschen Aggressors in das Opfer, und Geise bereitete die Rolle vor, die die Mehrheit der Deutschen nach 1945 bereitwillig annahm.

Das Unglaubliche ist, dass Geise, der doch auf Hunderten von Seiten jede deutsche Brutalität gerechtfertigt hat, nun nicht das geringste Verständnis dafür aufbringt, dass die Gegenseite in gleicher Weise argumentieren könnte. In seiner Vorstellung war nicht nur Lippe ein Paradies für Zwangsarbeiter, sondern überall dort hatten paradiesische Zustände geherrscht, wo deutsche Truppen aufmarschiert waren. Und diejenigen, die sich wehrten, werden des größten Undankes bezichtigt. Auch hier ist Geise allerdings nur ein Spiegel der Mehrheitsmentalität. Zum 12. September 1944 schreibt er:

„Vor der tatsächlichen Lage kann niemand die Augen verschließen, so sehr wir uns gegen den Gedanken sträuben, daß alle Opfer vergeblich gebracht sein werden u. noch größeres Leid über uns hereinbrechen wird, wenn die Feinde ins Reich einströmen werden. Was wir in diesen Tagen aus den Grenzländern vernennen, ist Mord u. Brand u. Haß. Ringsum flammt plötzlich ein hemmungsloser Nationalhaß auf gegen alles Deutschtum. Die Völker in den besetzten Gebieten leben unter der Vorstellung, daß wir Deutsche den Krieg in ihr Land getragen hätten u. wollen nichts vom Nationalsozialismus wissen. Sie haben 5 Jahre hindurch mit verbissener Wut den mit der Besetzung notwendig verbundenen Zwang ertragen. Jetzt, wo die feindlichen Panzerarmeen wie im Sturm durchs Land brausen, halten sie die Stunde der Befreiung für gekommen, u. ihre verhaltene Wut entlädt sich in Gewalttätigkeiten u. Terror gegen alles, was deutsch ist oder zu Deutschland hält ...“

Unter dem gleichen Datum vermerkt er auch den Warschauer Aufstand vom Sommer und Herbst 1944. Bemerkenswert ist, dass er hier wieder einen Gewährsmann aus Lage zitiert, einen Eisenbahner:

„Selbst die Polen, die doch von den Sowjets nichts Gutes zu erwarten haben, wenn unsere Truppen abziehen müssen, ergreifen die Partei unserer Feinde. In Warschau ist schon vor Wochen ein großzügig organisierter Aufstand ausgebrochen, wobei mit Unterstützung unserer Feinde die deutsche Besatzung plötzlich von starken und mit militärischen Waffen versehenen Banden umgebracht werden sollte. Der

³⁶ Eintrag vom 8. Februar 1943.

³⁷ S. dazu auch die Hinweise in Hansjörg Riechert u. Andreas Ruppert: Herrschaft und Akzeptanz. Der Nationalsozialismus in Lippe während der Kriegsjahre. Analyse und Dokumente. Opladen 1998.

ganz geheim gehaltene Plan ist vorzeitig aufgedeckt worden, u. unsere Truppen haben in wochenlangen, überaus blutigen Straßen- u. Häuserkämpfen den Aufstand niederschlagen können.

Nach einem Bericht von R[...] B[...], Detmolderstraße, der als Eisenbahner die Vorgänge in Warschau mit erlebt hat u. einen kurzen Erholungsurlaub in Lage verbringen durfte, sollen ganze Stadtteile mit allen darin hausenden Bewohnern, die sich geweigert haben, auszuziehen, abgesperrt u. dann vernichtet worden sein. Der Aufstand u. seine Bekämpfung habe Zehntausende von Menschen das Leben gekostet u. die große, schöne Stadt zu einem Ruinenfeld gemacht.“³⁸

Am 18. Oktober 1944 notierte er:

„In Polen tritt der alte Deutschenhaß immer deutlicher zu Tage, wie der furchtbare Aufstand von Warschau gezeigt hat, obgleich die Polen nach dem Abzug der deutschen Truppen nicht die politische Selbständigkeit u. Freiheit, sondern nur die russische Knute zu erwarten haben. Trotz der Massengräber von Katyn ziehen polnische Generale den Einmarsch der Sowjets der deutschen Verwaltung vor, die sich 5 Jahre bemüht hat, in Polen geordnete Verhältnisse zu schaffen.“

Völliges Unverständnis herrscht auch darüber, dass die geraubte Beute wieder herausgegeben werden soll. Hier zeigt sich die gleiche Mentalität wie im Ersten Weltkrieg, als Deutschland bis zuletzt den Waffenstillstand hinauszögerte, weil es nicht bereit war, im Westen das eroberte Belgien und im Osten das eroberte Polen aufzugeben. Vgl. Geises Eintrag vom 21. Januar 1945:

„Aber, das ist unsere große Schicksalsfrage, was soll werden, wenn ganz Ostpreußen u. der Warthegau für unsere künftige Volksernährung verloren gehen? Dann kommt zu all den andern Ängsten u. Sorgen der Hunger ins Land. Und was soll werden, wenn der Russe unser ober-schlesisches Industriegebiet wegnimmt? Wir haben nach Oberschlesien den größten Teil unserer Schwerindustrie verlagert u. dort seit 5 Jahren gewaltige Fabriken gebaut. Es geht da um unsere wichtigste Rüstungswerkstatt. Dann haben die Zechen von Oberschlesien den ganzen deutschen Osten mit Kohlen versorgt. Hört die Kohlenzufuhr auf, so kommen unzählig viele Betriebe zum Erliegen, dann geht in mancher deutschen Familie das Feuer im Herde aus, u. der eisig kalte Winter wird die Not der gequälten Menschenkinder bis ins Unerträgliche steigern. Ein unerhört hartes Schicksal ist über unser Volk gekommen.“

Kriegsende und Neubeginn

Zehn Tage nach Kriegsende distanzierte sich Geise von der NSDAP. Das war üblich und ist bei Geise sogar glaubwürdig. Aber das Unbegreifliche ist, dass er nicht gleichzeitig seine eigenen Wertungen überdachte, sondern ungebrochen beibehielt. Am 14. April 1945 schrieb er:

„Jetzt wagt man offen auszusprechen, wie man über Hitler u. seinen Anhang denkt. Man spricht von ihnen als von Volksbetrügnern u. Verbrechern, die durch ihre Unfähigkeit, ihren Größenwahn u. ihre Brutalität das deutsche Volk in namenloses Unglück gebracht u. unser Reich zerstört haben. Unser Volk, das aus politischer Unreife 1933 einer unerhörten, verlogenen Propaganda zum Opfer gefallen ist u. vertrauensselig seiner Entmündigung zugestimmt hat, hat in immer steigendem Maße unter der rohen Polizeigewalt einer Verbrecherdespotie leiden müssen, ohne die Möglichkeit zu haben, sich aus eigener Kraft aus der entwürdigenden Zwangsherrschaft zu befreien.“³⁹

³⁸ Eintrag vom 12. September 1944.

³⁹ Eintrag vom 14. April 1944.

Die rasche Selbststilisierung als Opfer erlaubte gleichzeitig das ungebrochene Tradieren der eigenen Vorurteile und falschen Wertungen, die offenbar kein Krieg, keine zerstörten Länder und keine 50 Millionen Tote in Frage stellen konnten. Tatsächlich haben Einige der nun befreiten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter in Lippe gehaust, gestohlen, vergewaltigt und gemordet, und niemand wird das entschuldigen. Erklären kann man das Verhalten, aber nicht entschuldigen. Für Geise – und damit ist er wieder ein Spiegel der Mehrheit – waren diese Übergriffe nun jedoch nichts anderes als die Bestätigung seines Weltbildes, an dem er nichts zu verändern brauchte. Und so blieben die Polen nach dem Krieg, was sie vor dem Krieg waren: frech, aufsässig, kriminell, zur Selbstdisziplin unfähig, und die Frage der „blutenden Wunde“ der Ostgrenze bestimmt weiterhin deutsche Politik. Die Abfolge einiger Zitate soll die grundlegende Unbelehrbarkeit des Beobachters aus Lage zeigen:

„Die Polen u. Russen wittern Morgenluft. Sie verlassen die Arbeitsstellen u. bummeln erhobenen Hauptes umher. Niemand kann sie daran hindern, wenn sie lästig u. bedrohlich werden ...“⁴⁰

„Wir brauchen nicht mehr vor den Bombern zu flüchten, aber dafür werden wir jetzt in unsern Häusern eingesperrt, die wir nur in der Zeit zwischen 9 u. 12 Uhr verlassen dürfen. Nur die Fremdvölker, die Russen, Polen, Franzosen etc. dürfen als Alliierte der Amerikaner frei u. unbehindert einhergehen. Sie verbrüdern sich mit den Negern, Halbnegern u. anderen amerikanischen Kriegsknechten u. beherrschen zigarettenrauchend die Straße.“⁴¹

„Aber auch viele Frauen aus der Stadt Lage beeilen sich, an der Beute teilzunehmen. An eine Bezahlung denkt niemand. Die Polen gebären sich dabei ganz rabiat. Sie rotten sich zusammen, durchziehen die Stadt, brechen die Läden u. Lager auf u. plündern. Da sie Waffen bei sich tragen u. keine Polizeigewalt da ist, sind die Bürger wehr- u. schutzlos gegenüber den frechen Räubern.“⁴²

„Aus den Dörfern hört man aufregende Berichte über die Polenplage. Die Leute werden in ihren Häusern von besoffenen Polacken überfallen, mißhandelt u. ausgeplündert. Sie haben keinerlei Schutz u. keine eigenen Abwehrmöglichkeiten gegenüber diesem frechen Räubergesindel, das sich im Sieges- u. Alkoholrausch austobt. Hätte man doch die Massen von Branntwein ausfließen lassen, statt ihn zu verteilen u. damit in die Hände u. den Schlund der Polacken geraten zu lassen!“⁴³

„Das ist das Erbe der Hitler Regierung: Not u. Schmach u. Elend. Einst zogen die Sprechchöre unserer aufgeputzten Jugend mit Pauken u. Fanfaren durch die Stadt u. schrien: „Deutschland erwache.“ Jetzt ziehen bewaffnete Neger durch die Straßen u. räuberische Polacken dringen in die Häuser ein. Ein spätes, aber umso furchtbareres Erwachen!“⁴⁴

Ein solcher Satz mag skurril klingen, oder provinziell, aber er ist beides nicht. Er bezeichnet sehr genau den Startpunkt der Nachkriegsgesellschaft, der mit einer „Stunde Null“ so wenig zu tun hat wie mit einer Katharsis. Nicht der Schrecken über ein zerstörtes Europa, nicht das Erschrecken über Millionen Kriegstote, nicht das Erstarren vor den Gaskammern bestimmte die Gefühlswelt des deutschen Bürgertums, sondern die Empörung über „Neger“ und „Polacken“. So hatte man sich das Ergebnis des Krieges nicht vorgestellt.

⁴⁰ Eintrag vom 3. April 1945.

⁴¹ Eintrag vom 5. April 1945.

⁴² Eintrag vom 6. April 1945.

⁴³ Eintrag vom 13. April 1945.

⁴⁴ Eintrag vom 15. April 1945.

Epilog

Es sei noch einmal an diese Äußerung Geises erinnert:

„Man steht vor einem psychologischen Rätsel u. fragt erstarrt, wie es zugehen kann, daß ein Volk plötzlich von solch einer blinden, sinnlosen Raserei u. blutrünstigen Bestialität erfaßt werden kann, daß es aus purem Nationalhaß sich zu so teuflischen Grausamkeiten hinreißen lassen kann. Sollte sich in dieser unmenschlichen Rohheit ein Grundzug des ... Volkscharakters offenbaren, dann könnte man geneigt sein, ... jedes Mitleid bei dem über sie hereinbrechenden Strafgericht zu versagen.“

Nun war alles das auf das eigene Volk zurückgefallen, doch das Strafgericht blieb aus. Zum Glück für Deutschland hatten die Alliierten eine andere Einschätzung. Gleichzeitig aber wurde dadurch verhindert, dass die deutschen Normen einer grundlegenden Revision unterzogen wurden. War früher die Gründung des polnischen Staates das Ärgernis, so nun die Besetzung ehemals deutscher Gebiete samt Flucht und Vertreibung der Deutschen. Opfer waren nicht die Polen, sondern die Deutschen. Dieses Bild zieht sich bei vielen durch bis heute. Alle aktuellen Diskussionen um ein Zentrum für Vertreibungen sind davon geprägt.

Die Nichtanerkennung der deutschen Ostgrenze prägte die ersten Jahrzehnte der Bundesrepublik. Man erinnert sich an das „Auf ewig ungeteilt“, oder an die Wetterkarte der Tagesschau, die Deutschland bis Ostpreußen zeigte. Man erinnert sich an die wütenden Attacken, wenn man „Szczecin“ oder „Wroclaw“ sagte statt Stettin oder Breslau. Hier hat erst die Ostpolitik von Willy Brandt und Walter Scheel die Weichen neu gestellt. Geises Meinung dazu hätte einen interessiert – wäre es die des Liberalen aus der Weimarer Zeit gewesen, oder die des Scharfmachers aus dem Weltkrieg? Und wäre er nicht auch damit wieder ein Spiegel deutscher Mentalität gewesen?

Ein letztes Raumkunstwerk vor der Revolution: der Bibliotheksaal im Detmolder Schloss

von Thomas Dann

Einleitung

Kurz vor dem Thronverzicht Fürst Leopolds IV.¹ zur Lippe (Abb 1.) und mitten im Ersten Weltkrieg entstand im Detmolder Schloss eine bemerkenswerte Raumneuausstattung. Zwei Zimmer mit älteren Ausstattungen wurden durch das Herausnehmen einer Wand zusammengelegt, um einen *Bibliotheksaal* entstehen zu lassen. Heute wird der Raum als *Orgelsaal* bezeichnet. Die Quellenlage zu den Ausstattungsarbeiten ist recht gut. Neben den Bauakten haben sich zeitgenössische Raumfotografien ebenso erhalten wie das originale historische Mobiliar. Der gewählte Stil der Neuausstattung belegt einen späten Historismus.

Zu Dank verpflichtet bin ich S. D. Dr. Armin Prinz zur Lippe für die großzügige Erlaubnis, den hier vorgestellten Raum einschließlich des Mobiliars untersuchen und fotografisch dokumentieren zu dürfen. Wichtige Hinweise zum Leben Heinrich Benekes verdanke ich Dr. Andreas Ruppert vom Detmolder Stadtarchiv. Weiterhin danke ich den Mitarbeitern des Landesarchivs NRW Staats- und Personenstandsarchiv Detmold für die unermüdliche Unterstützung bei meinen Wünschen nach Akteneinsicht.

Der Auftrag und seine Durchführung

Während des Ersten Weltkriegs erhielt der Berliner Architekt Johannes Kraaz von Fürst Leopold IV. zur Lippe den Auftrag, im fürstlichen Residenzschloss zu Detmold eine durch Zusammenlegung zweier älterer Zimmer entstandene neue Raumsituation für einen *Bibliotheksaal* vollständig auszustatten. In einem Schreiben des Geheimen Zivilkabinetts Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht des Fürsten zur Lippe an die Fürstliche Rentkammer vom 2. Juni 1916 wurde das Projekt vorgestellt: „Im Fürstlichen Residenzschloss sollen auf Höchsten Befehl einige bauliche Veränderungen ausgeführt werden. Aus dem Neuen Gobelinzimmer und dem dazugehörigen Schlafzimmer soll ein Bibliotheksaal geschaffen werden. Der Fürstliche Bauverwalter Multhaupt ist durch die von Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht dem Fürsten direkt erteilten Aufträge über alles Erforderliche unterrichtet und ersuche ich sehr ergebenst, den Genannten zur Sache freundlichst anhören zu wollen. Einige Zeichnungen (11 Stck.) (...) folgen anbei. Da die erforderlichen Umbauten auf Rechnung des Geheimen Zivil-Kabinetts ausgeführt werden, ersuche ich um die erforderliche Zustimmung.“²

Der geplante Raum sollte neben der Unterbringung der fürstlichen Bibliothek und Münzsammlung auch als Ort für Orgelmusikdarbietungen und als Empfangsraum dienen. J. Kraaz lieferte den Großteil der notwendigen Raumentwürfe. In seiner Korrespondenz mit dem lippischen Fürstenhof weist er auf den Berliner Kunstprofessor Max Rabes (1868-1944) hin,³ der die just fertiggestellten Detmolder Raumentwürfe in Berlin

¹ Fürst Leopold IV. zur Lippe (1871-1949) führte die Regierungsgeschäfte zwischen 1905 und seinem Thronverzicht 1918. Er war der älteste Sohn des Grafregenten Ernst zur Lippe-Biesterfeld.

² Landesarchiv/Staats- und Personenstaatsarchiv Detmold, L 92 R Nr. 583.

³ Max Rabes, Schüler von P. Graeb, arbeitete als Maler, Illustrator und Bildhauer in Berlin. Mehrere Reisen in orientalische Länder wie Ägypten und die Türkei, aber auch nach Spanien und Skandinavien beeinflussten die Motive und Themen seiner impressionistisch inspirierten Malerei; vgl. auch: Ulrich Thieme/ Felix Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. 37 Bände, Leipzig 1907-1959, Reprint Leipzig 1992, Bd. 27, Leipzig 1933, Reprint 1992, S. 539.

gesehen hatte und sie als sehr gelungen bezeichnete.⁴ Offensichtlich galt Rabes am lippischen Fürstenhof als Kunstautorität. Während der Entwurfsarbeiten verstarb J. Kraaz unerwartet. Die noch ausstehenden Entwürfe für den Kamin, den Fußboden und vor allem für das komplette Mobiliar zeichnete in der Folge der ebenfalls aus Berlin stammende Architekt Hermann Fleck. Max Rabes hatte ihn nach Detmold empfohlen.⁵

Die Bauarbeiten in dem auch als *Orgelsaal* oder *Musiksaal* bezeichneten Raum erstreckten sich vom Juli 1916 bis gegen Ende des Jahres 1917. Das zeitgleich, jedoch weit weg verlaufende Weltkriegsgeschehen berührte die Umbaumaßnahmen nur indirekt. So setzte sich der für die Wandvertäfelungen zuständige Tischler Heinrich Beneke vehement dafür ein, dass sein bester Bildhauer nicht für den Kriegsdienst eingezogen wird.⁶ Des Weiteren wurden einige für den Umbau notwendige Materialien mit einem „Kriegsaufschlag“ versehen.

Johannes Kraaz und Hermann Fleck - die entwerfenden Architekten

Johannes Kraaz hatte sein Büro in der Matthäikirchstraße 16 in Berlin-Tiergarten und gehörte zu den bedeutenden deutschen Architekten nach der Jahrhundertwende. Nach seinem Studium war er knapp fünf Jahre im Berliner Baubüro von Franz Heinrich Schwechten (1841-1924) tätig. F. H. Schwechten war ein Vertreter des Historismus in Deutschland.⁷ Ab 1871 hatte er die Stellung eines Chefarchitekten der „Berlin-Anhalter-Bahn“ inne. Zu seinen bedeutenden Bauprojekten gehören die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin-Charlottenburg, Bauten für die AEG und das Kaiserliche Residenzschloss in Posen.

Ab 1889 führte Kraaz sein eigenes Büro. In Berlin allein realisierte er 20 Wohn- und Geschäftshäuser, so z. B. 1910 die Villa Rathenau. Er war ähnlich wie sein Lehrer F. H. Schwechten Architekt der AEG und zeichnete 1906/07 für die Alte Fabrik der AEG.

Über Hermann Fleck ist kaum etwas bekannt. 1902 ist er in Breslau nachgewiesen.⁸ Von ihm haben sich zwei Entwurfszeichnungen zum *Bibliotheksaal* erhalten: ein Entwurf zur Kamineinfassung (Abb. 2) und ein Vorschlag zur Verteilung von Mobiliar im Raum (Abb. 3).

Heinrich Beneke - der ausführende Kunsthandwerker für die Vertäfelung

Heinrich Beneke wurde am 13. April 1890 in Detmold geboren (Abb. 4). Sein Vater war der Tischlermeister Louis Beneke, der den Familienbetrieb bereits in der dritten Generation führte. Nach dem Einjährigen-Examen zu Ostern 1906 war Heinrich Beneke für 2 ½ Jahre Lehrling im väterlichen Betrieb in der Hornschen Straße 26/28 und machte seine Gesellenprüfung als Tischler und Bildhauer. Im Anschluss besuchte er die „Kgl. Kunstgewerbe- und Gewerbliche Zeichenschule zu Cassel“. Sie hatte die Aufgabe, „... Zeichner und Zeichnerinnen für die verschiedenen Gebiete des Kunstgewerbes, ferner Lithographen und Dekorationsmaler, Modelleure und Holzbildhauer, Graveure und Ciseleure usw. heranzubilden“ und besaß „die

⁴ Fürstlich Lippisches Archiv (im Folgenden: FLA) 6850.

⁵ Ebda.

⁶ FLA 9.3 Korrespondenzen, Nr. 98

⁷ Zu Leben und Werk von F. H. Schwechten, siehe Peer Zietz: Franz Heinrich Schwechten. Ein Architekt zwischen Historismus und Moderne. Stuttgart/London 1999; Wolfgang Jürgen Streich: Franz Heinrich Schwechten. 1841-1924. Bauten für Berlin. Petersberg 2005.

⁸ Ulrich Bucholdt: Historisches Architektenverzeichnis (www.kmbuecholdt.de/historisches/personen/architekten_fi.ht).

entsprechenden Vor- und Fachklassen für die genannten Gebiete.“⁹ Die Dauer des Schulbesuches blieb jedem Schüler freigestellt, jedoch dauerte die Regelzeit drei Jahre. Nach dem Besuch der einjährigen Vorklasse erfolgte der Eintritt in die Fachklasse. Laut Detmolder Meldekartei war Heinrich Beneke im Oktober 1908 nach Kassel abgemeldet.¹⁰ Dort blieb er nur zwei Semester und absolvierte somit wohl die Vorklasse. In der Familienchronik wird besonders der Einfluss Hans Sautters, des späteren Direktors der Kasseler Kunstgewerbeschule, als Förderer Heinrich Benekes in der Bildhauerklasse hervorgehoben.

Nach dem zweiten Semester wechselte er an die Kunstgewerbeschule in Magdeburg, wo er für weitere drei Semester blieb.¹¹ Ab Oktober 1909 ist sein Aufenthalt in Magdeburg nachgewiesen.¹² Er belegte die Fächer Architektur, Freihandzeichnen, Modellieren, Holzschnitzen und Kunstgeschichte. Heinrich Beneke hatte, einem handschriftlichen Vermerk in der Familienchronik nach zu urteilen, Unterricht bei dem Leiter der Abteilung für Innenraum und Architektur Salomon Rudolf Rüttschi. Der geborene Schweizer arbeitete zuvor unter Alfred Messel am Bau des Berliner Kaufhauses Wertheim. „Die wenigen in Abbildungen überkommenen Innenraumentwürfe seiner Klasse atmen Ruhe, Strenge und klare räumliche Gliederung, vermeiden die künstlerische Extravaganz und beschränken sich auf das Beherrsch- und Lehrbare. Rüttschis eigene Arbeit wird greifbar in einem nach seinen Entwürfen 1908 errichteten Mietshausblock in der Wittenberger Straße. Diese interessante Lösung einer spitzwinkligen Bebauung mit einem runden, an einen Wohnturm erinnernden Abschluss, besticht vor allem durch ihre ornamentlose Außenhaut und die klare, durch funktionale Elemente erreichte Rhythmisierung.“¹³

In den darauf folgenden Jahren arbeitete Heinrich Beneke als Zeichner und Verkäufer in Magdeburg, Fürth, Zwickau und einige Zeit auch im väterlichen Betrieb. Die Detmolder Meldekartei belegt einen Aufenthalt in Magdeburg ab September 1913.¹⁴ Er nahm am Ersten Weltkrieg als Freiwilliger teil, kämpfte zuerst bei Verdun und kam schließlich an die Ostfront, wo er mit erfrorenen Füßen ins Lazarett von Ratibor eingeliefert wurde. Als sein Vater unheilbar in Hamburg erkrankte, erreichte es die Mutter, dass der Sohn in das Detmolder Lazarett verlegt wurde. „Randvoll waren die Tage mit Arbeit, morgens Dienst in der Genesenden-Kompagnie, nachmittags und sonntags Zeichnungen machen, die Bücher in Ordnung halten und vor allem erst mal einen Überblick gewinnen über die gesamte Geschäftsführung. Denn Heinz (Heinrich, Anm. d. Verf.) war erst 24 Jahre alt, als ihm die Verantwortung für das Fortbestehen der Firma auferlegt wurde.“¹⁵ Der Vater verstarb am 5. Januar 1915.

Im März 1916 wurde Heinrich Beneke vom Militär entlassen und konnte sich fortan intensiv um den Betrieb kümmern. Fast alle Mitarbeiter waren in der Zwischenzeit zum Kriegsdienst eingezogen worden, so dass Kriegsgefangene, Frauen und Soldaten der „Genesenden-Kompagnie“ zur Arbeit verpflichtet wurden. Die laufende Produktion war nun nicht mehr auf Möbel, sondern auf Kriegsmaterial ausgerichtet: Munitionskästen, Kartuschenkörbe und Bagagenwagen entstanden in der Tischlerei.

So war der fürstliche Auftrag für die Detmolder Tischlerei sicherlich höchst willkommen, er stellte den jungen Betriebsinhaber und sein Team aber auch zugleich vor große logistische Probleme. In Anerkennung

⁹ Lehrplan und Jahresbericht der Kgl. Kunstgewerbe- und Gewerblichen Zeichenschule zu Cassel für das Schuljahr 1907/1908. Kassel 1908, S. 3.

¹⁰ Stadtarchiv Detmold, Meldekartei der Stadt Detmold: 20.10.1908: Cassel, Friedrichstraße 11.

¹¹ Zur Magdeburger Kunstgewerbeschule siehe Norbert Eisold: Die Kunstgewerbe und Handwerkerschule Magdeburg 1793-1963. Magdeburg 1994.

¹² Stadtarchiv Detmold, Meldekartei der Stadt Detmold: 23.11.1909: Magdeburg, Oldenstädter Straße 63.

¹³ Eisold 1994, S. 24.

¹⁴ Stadtarchiv Detmold, Meldekartei der Stadt Detmold: Magdeburg: 30.9.1913.

¹⁵ Agnes Beneke: Chronik des Hauses Beneke, angefangen Weihnachten 1942, handschriftliches Manuskript, Detmold 1942/1960/1965.

seiner Leistung erhielt er von Fürst Leopold IV. nach Fertigstellung des Raumes den Orden *Lippische Rose für Kunst und Wissenschaften* (Abb. 5).

Die Lieferanten der übrigen wandfesten und mobilen Ausstattungsstücke

Die umfangreichen Stuckarbeiten der Decken besorgten die Detmolder Kunstwerkstätten Prof. Albert Lauer mann.¹⁶ Aus demselben Betrieb stammten auch diverse Modelle für spätere Holzschnitzereien, so z. B. für den Schreiberker mit Füllhörnern, die Treppe zum Billardzimmer und die freistehenden Vasen auf dem Vertäfelungsgesims. Prof. Lauer mann lieferte weiterhin auch Modelle für Möbelverzierungen, so für die Lehnenbekrönungen der Armlehnsessel, einzelne Elemente des Schreibtisches und des Orgelspieltisches.

Sowohl die fest eingebauten Schränke als auch die Stühle und Tische stammen von verschiedenen Lieferanten. Die mit Glasscheiben versehenen Bücherschränke, sie wurden zeitgenössisch als „Zeiss-Schränke“ bezeichnet, stammten von der Firma Heinrich Zeiss (Frankfurt, Kaiserstraße 36), die ab 1916 als Union-Zeiss firmierte.¹⁷ Bis in die Gegenwart stellt der Betrieb Büroeinrichtungen her. Die Bildhauer von „Union-Zeiss“ lieferten aber auch kleinere Tische für den *Bibliotheksaal* und wahrscheinlich auch einige der Sitzmöbel. Die vorspringenden Sockelschränke unter den Bücherschränken arbeitete der Detmolder Tischler Heinrich Beneke im Zusammenhang mit der Vertäfelung aus. Der übrige Teil der Sitzmöbel und wohl auch der Orgelspieltisch stammen aus Berlin, von der Hofmöbelfabrik Theodor Simon („Simons Möbelfabrik“ – Zimmerstraße 16-18).¹⁸ Aus dem Berliner Betrieb kamen auch die Stoffe für die Möbelbezüge: Gobelinstoffe für die Sitzmöbel und Damast für die Fenstervorhänge und Portieren. Sowohl „Union-Zeiss“ – Frankfurt als auch „Simons Möbelfabrik“ – Berlin - arbeiteten die bildhauerischen Details an den Möbeln nach Stuckmodellen der Detmolder Kunstwerkstätten.

Die Kaminplatte stammte von den Westfälischen Marmor- und Granitwerken Georg Dassel in Allagen (Kreis Arnshagen).¹⁹ Für den Parkettfußboden zeichnete die Firma „Parkett-Fußboden-Fabrik u. Dampf-Sägewerk“ Robert Manntz aus Ilfeld am Harz verantwortlich.²⁰

Die Raumsituation vor dem Umbau

Ab ca. 1840 wurden zwei Räume in der Südwestecke der Hauptetage vom Detmolder Schloss zu einem Gästeappartement hergerichtet.²¹ Es handelte sich um das *Chamois-Cabinet* – benannt nach einem cremigen Weißbrot – und einem *Wohnzimmer*. Das zwischen dem Gästeappartement und den *Königszimmern* gelegene *Vorzimmer* – heute als *Fahnenzimmer* bezeichnet - vermittelte zu beiden Raumfolgen.

1886/87 kam es im Auftrag von Fürst Woldemar zur Neuausstattung des *Vorzimmers* und des *Wohnzimmers* durch den Münchener Architekten Franz Brochier.²² Beide Räume erhielten teilweise neue Vertäfelungen,

¹⁶ FLA 1175.

¹⁷ Ebda.

¹⁸ Ebda.; Theodor Simon lieferte zehn Jahre zuvor bereits die Fürstensitze, im neugotischen Stile gefertigte Sessel, für die Christuskirche in Detmold.

¹⁹ Ebda.

²⁰ Ebda.

²¹ Thomas Dann: Die fürstlichen Parade- und Wohnappartements im Detmolder Schloss. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, 75, 2006, S. 85-117, hier: 106/107.

²² Thomas Dann: „Die Behandlung der Ornamentik wie des Figürlichen ist ganz entzückend“. Zwei historische Raumausstattungen im Detmolder Schloss nach Entwürfen des Münchener Architekten Franz Brochier. In: Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte 6/2008, S. 10-24 (URL: www.rosenland-lippe.de/Rosenland-06.pdf).

teilweise wurden die historischen Holzelemente belassen und nur „restauriert“. An den Wänden hängte man vorhandene, ältere Tapisseries auf. In der Folge hieß der größere Raum *Vorzimmer zu den Königszimmern* und der kleinere *Blaues Eckzimmer*. Für beide Räume kam das Mobiliar aus München. Mit dem Neuausstattungsprojekt *Bibliotheksaal* gingen das *Blaue Eckzimmer* und das angrenzende *Schlaf- und Badezimmer* verloren (Abb. 6). Die trennende Wand wurde entfernt und somit ein großer Raum geschaffen.

Die wandfeste Ausstattung

Der neue *Bibliotheksaal* erhielt eine stuckierte Spiegeldecke mit hoher Voute, in deren vier Ecken girlandengerahmte Medaillons mit den Initialen Fürst Leopolds IV. und seiner Frau - der Fürstin Bertha - angebracht waren. Zur Südseite wurden zwei Achteckerker, nach der Westseite ein viereckiger Ecker angelegt.

Alle vier Wände und die Fensternischen sind bis an die Hohlkehle heran vertäfelt (Abb. 7-10). Grundsätzlich sind alle Wände hinsichtlich einer horizontalen Gliederung gleich behandelt: Über einer Lambriszone erstreckt sich die eigentliche Wandfläche, über der eine attikaartige Frieszone mit zahlreichen darin eingelassenen Gemälden die Grenze zur Decke markiert. Die Ost-, West- und Nordwand werden durch schmale, auf der Lambris ruhende Pilaster vertikal gegliedert. Allein die Südwand wird durch ein breites Wandfeld mit Ädikularrahmung (korinthische Pilaster und gesprengter Giebel mit Wappenkartusche und eingefügtem Kamin) mittig besonders architektonisch hervorgehoben (Abb. 11). Oberhalb des Kamins hängt ein Bildnis Fürst Leopolds IV. (1916) in feldgrauer Uniform eines Generalmajors, das von Alfred Schwarz gemalt wurde.²³ Zu den Seiten schließt sich je eine Fensternische an. In der Mitte der Ostwand befindet sich, links und rechts flankiert von je einer Tür mit Supraporte, eine rechteckig gerahmte und mit Stoff ausgeschlagene Nische, in der ein Orgelspieltisch steht (Abb. 9, 10). Die dazugehörige Orgel befindet sich verdeckt eingebaut und wird durch elektrische Fernwirkung gespielt. Die Schallwirkung der Orgel gelangt durch Öffnungen in der Deckenvoute in den Raum. Links und rechts des Tisches sind Notenständer angebracht. Oberhalb der Nische befindet sich ein rechteckiges Wandfeld mit geschnitzten Akanthusrankenspiralen.

Direkt gegenüber in der Westwand liegt eine der drei Fensternischen des Raumes. Sie wird nach oben durch üppige, durchbrochen gearbeitete, florale Girlanden verziert. Allein die Nordwand ist im Bereich der Lambris mit fünf eine Einheit bildenden Mappenschränken versehen, in die Schubladen eingelassen sind. Darüber erheben sich, deutlich zurückspringend, verglaste Bücherschränke, die bis an die Voute reichen (Abb. 7, 8). Oberhalb dieser Schränke befinden sich in Verlängerung der Pilaster bis in den Fries hinein vollplastische urnenartige Gefäße. Der obere Kranz der Vertäfelung trägt zum Teil eine Ornamentbemalung eines unbekanntes Dekorationsmalers und zwei Ölgemälde: „Zwei Schwäne“ (1917) und „Insel mit Kreidefelsen“ (1917) von Hans Rudolf Schulze.²⁴ Über den Türen befinden sich außerdem noch drei Supraporten mit eingelassenen Gemälden: „Hirschbrunft am Teutoburger Wald“ (1901) von Christian Kröner,²⁵ „Nacktes Mädchen mit Hirsch“ (1917) von Alfred Schwarz und „Zwei Kinder im Kahn“ von einem unbekanntes Künstler. In den Deckenspiegel ist das Gemälde eines unbekanntes Künstlers eingelassen, das Venus und Amor darstellt.

Gegenüber den Bücherschränken ragen die Sockelschränke weiter in den Raum. Die drei mittleren Schränke sind für Mappen und Kunstblätter bestimmt. Sie sind in verschieden hohe, auszieh- und verschließbare

²³ Zu Alfred Schwarz, vgl. Thieme/Becker: Bd. 21, 1936/ 1992, S. 358.

²⁴ Hans Rudolf Schulze war Maler und Buchillustrator. Er fertigte zahlreiche Gemälde mit Kriegsdarstellungen (Marine, Luftwaffe) an, die grafisch in Postkarten umgesetzt wurden; weitere Werke: Basar in Kairo (1907), Berliner Stadtschloss (1913), Schloss Vahrenholz (1914).

²⁵ Zu Chr. Kröner, vgl. Thieme/Becker: Bd. 21, 1927/ 1992, S. 554/555.

Fächer geteilt. Im Gesims über den Sockelschränken befindet sich eine ausziehbare Platte zum Auflegen der Mappen und Bücher. Die seitlichen Schränke nehmen Kästen für die Münzsammlung auf. Hinzu kommt eine Vorrichtung als Zigarrenschrank mit elektrischem Anzünder. In den darunter befindlichen Schränken sind Fächer für Zeitschriften mit verstellbaren Einlegeböden untergebracht.

In der Erkerwand zum angrenzenden Billardzimmer ist eine mit Marmor ausgekleidete Waschgelegenheit mit Warm- und Kaltwasser hinter einer Tür untergebracht. Vom Schreiberker aus führt eine Tür zur Orgel und zur Dunkelkammer.

Alle vier Raumwände zeichnen sich durch eine ruhige vertikale und horizontale Gliederung aus. Die dadurch entstehenden rechteckigen Wandfelder sind zurückhaltend mit Eierstäben, Zopfmustern und einzelnen Kompositmotiven verziert. Die Wirkung der Spiegeldecke im Bibliotheksaal ist spätbarock. Im Gegensatz dazu wirkt die Vertäfelung mit den darin eingearbeiteten Schränken und dem strengen Ornament klassizistisch. Allein die beschriebenen Girlanden der Westwand und der gesprengte Giebel im Kaminfeld verleihen den Wänden noch eine gewisse barocke Komponente. Der Architekt Hermann Fleck bezeichnete die gewählte Stillage wie folgt: „Die Architektur des neuen Saales lehnt sich in ihrer Formensprache an Vorbilder des ausgehenden 18. Jahrhunderts an.“²⁶

Die mobile Ausstattung

Ein im Jahr 1919 aufgenommenes Inventar dokumentiert die im Raum befindlichen wandfesten und beweglichen Objekte, Möbelstücke, Objets d'art etc.²⁷ Neben den großen wandfesten Bibliotheksschränken bildet der in eine Nische eingefügte Orgelspieltisch ein zentrales Ausstattungsstück (Abb. 9, 10). Die dazugehörige Orgel stammte ursprünglich aus Schottland. Ein englischer Kriegsgefangener soll sie eingebaut haben. In dem Raum wurde neben Büchern und Zeichnungen auch eine Münzsammlung untergebracht. Zum Mobiliar gehörten ein großer Tisch, zwölf geschnitzte Stühle, vier große Sessel, zwei kleinere Sessel und vier Stühle (Erker). In der westlichen Fensternische stand ein Schreibtisch (Abb. 7, 8). Auch zwei kleinere Tische befanden sich im Raum. In der südwestlichen Raumecke stand eine Staffelei mit einem Bild von Alfred Schwarz, das einen liegenden weiblichen Akt darstellt (Abb. 7). Ein großer Teppich bedeckte den Parkettfußboden, während je ein kleiner Teppich in den drei Fensternischen lag. Beleuchtet wurde der Raum durch zwei elektrische Lampen. Vor dem Kamin stand eine große dekorative Bronzeurne. Zahlreiche kleine Bronzefiguren befanden sich auf dem Kaminsims und den Tischen. Vor den drei Fensternischen hingen seidene Vorhänge.

Historische Aufnahmen belegen für den Raum ein neoklassizistisches Mobiliar, das aus einem Schreibtisch (Abb. 7), einem Bibliothekstisch (Abb. 9), kleineren Tischen, einer Chaiselogue und zahlreichen Fauteuils (Abb. 12), Clubsesseln (Abb. 13), Sesseln mit hoher Rückenlehne und Stühlen (Abb. 14) besteht.

Der Schreibtisch wird charakterisiert durch eine plane Schreibplatte, unter die mehrere Schubladen eingearbeitet sind, und je einen schrankförmigen Kasten links und rechts der Knienische (Abb. 7). Kannelurenfriese und verschiedenartige Profilleisten dekorieren die strenge Grundform in einem neoklassizistischen Sinn.

²⁶ FLA, 6850 „Erläuterung für den Ausbau eines Musik- u. Bibliotheksaales“, 2. Mai 1916.

²⁷ FLA, 6714 Inventar des Schlosses Detmold 1919.

Der Bibliothekstisch mit hoher, profilierter Zarge ruht auf zwei Wangen, die von kräftigen Girlanden eingefasst werden (Abb. 9). Eine bretartige Verbindungsstrebe trägt mittig eine ebenfalls girlandengeschmückte Urne.

Die Fauteuils vertreten den klassischen Louis XVI-Typus eines Fauteuils à la Reine mit geraden Zargen, rechteckiger Rückenlehne und konischen, kannelierten Beinen (Abb. 12). Rückwärtige und seitliche Zargen sind gerade geführt, die vordere Zarge ist nach geraden Ansätzen leicht nach vorne geschwungen. Die Ecken des Gestellrahmens markieren mit Rosetten versehene Würfel, auf denen s-förmig geschwungene Armstützen ruhen, die am Ansatz mit einem Akanthusblatt belegt sind. Die gepolsterten Armlehnen laufen auf dem Rückenlehnenrahmen aus und enden auf den Stützen in Handvoluten. Gestell- und Rückenrahmen sowie die Armstützen sind mit einem plastisch ausgearbeiteten Zierfries versehen, der aus schuppenförmig sich überlappenden, scheibenförmigen Elementen besteht (Münzfries). Die Mitte der Rückenlehne bekrönt ein Füllhorn, das von Blütengirlanden eingefasst wird.

Die im Vergleich gedungen wirkenden Clubsessel haben keine historischen Vorbilder im französischen Frühklassizismus (Abb. 13). Ihre kantigen, kannelierten Beine, die Eckrosetten und der Flechtbandfries entstammen wiederum dem Goût grèque, der sich in Deutschland als sogenannter „Zopfstil“ etablierte. Auch die Sessel mit hoher Rückenlehne und die Chaiselogue weisen einen entsprechenden klassizistischen Dekor an der Zarge auf.

Die Stühle entsprechen im Aufbau von Zarge und Beinen den Fauteuils (Abb. 14). Ihre Rückenlehne ist dagegen medaillonartig gestaltet und wird durch einen schuppenförmigen Fries eingefasst. Die Sitzmöbel wirken sehr elegant und leicht und orientieren sich – ähnlich den Fauteuils – an historischen Originalen der Zeit um 1760/70.

Später Historismus in Deutschland

Auch im 20. Jahrhundert existierten - ähnlich wie in der vorangegangenen Gründerzeit – zeitgleich gegensätzliche Stile nebeneinander. Sie konnten sich sogar in bestimmten Fällen vermischen und ergänzen.²⁸ Die Deutsche Renaissance, auch als Altdeutscher Stil bezeichnet, war vor allem für „maskuline“ Räume wie Herrenzimmer und Arbeitszimmer bestimmt, während der Rokokostil eher für „feminine“ Räume wie Schlafzimmer, Toilettenzimmer und kleine Salons verwendet wurde.

Der Neoklassizismus war eine Hauptströmung aus dem 19. Jahrhundert und hielt sich bis in die Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg. Während die antiken Motive zuerst für Bauformen der Aufklärung und Orte der demokratischen Kultur angewendet wurden, bediente man sich nach 1900 der Formen für Räume der privaten, individuellen Repräsentation. Bedingt durch die gänzlich andere Art des Wohnens beschränkte sich die Verwendung von Vorbildern auf die Übernahme von Ornamenten. Beim Mobiliar sah die Sache jedoch gänzlich anders aus: hier war von der direkten Kopie bis zur freien Interpretation alles möglich. Besonders der Zopfstil, das Directoire, Empire und Biedermeier dienten als Vorbild, zumal in diesen Stilen die antike Formensprache bereits an die Lebensanforderungen der Neuzeit angepasst war.

Bedeutungsvoller als die Kunstgewerbeausstellungen - wie die Münchner Jahresausstellungen - waren für die Festigung des Neoklassizismus konkrete Bauprojekte. Hier sei besonders auf die 1897/98 erbaute Künstler-

²⁸ Vgl. hierzu: Hans Ottomeyer/Alfred Ziffer: Möbel des Neoklassizismus und der Neuen Sachlichkeit. Katalog der Möbelsammlung des Münchner Stadtmuseums. München – New York 1993, S. 10.

villa Franz von Stucks in München hingewiesen. Die römisch-antiken Bauformen durchziehen praktisch alle Räume und finden sich auch im Mobiliar wieder.

Nach 1900 kündigte sich in einzelnen Gebäuden, so z.B. 1909 in der von Paul Ludwig Troost entworfenen Villa Chillingworth in Nürnberg, ein Neobarockstil an.²⁹ Im Gegensatz zum Neoklassizismus kamen nun wieder dekorative Elemente zu ihrem Recht: Figurale und naturalistische Ornamente machten sich breit. Von der Betonung der reinen Konstruktion ging der Schwenk nun hin zur dekorativ-ornamentalen Richtung.

Zusammenfassung und Würdigung

Kurz vor der Revolution entstand im Detmolder Schloss ein bemerkenswertes Raumkunstwerk: der *Bibliotheksaal*. Fürst Leopold IV. ließ zwei aneinander grenzende Räume des Schlosses durch Herausnehmen der Trennwand vereinen. Hohe Bibliotheksschränke und Vertäfelungen bestimmen ganz wesentlich die neue Raumwirkung. Hinzu kommen der Orgeltisch, ein Kaminelement und zahlreiche in die Vertäfelung und in die Decke eingelassene Gemälde. Mehrere Möbelstücke im Stil des Neoklassizismus bereichern die Ausstattung.

Der Raumentwurf stammte von den Berliner Architekten Johannes Kraaz und Hermann Fleck. Die wandfeste hölzerne Ausstattung des *Bibliotheksaales* lieferte der Detmolder Tischler Heinrich Beneke. In Anerkennung seiner Leistung erhielt er von Fürst Leopold IV. den Orden *Lippische Rose für Kunst und Wissenschaften*. Es war sein erster und zugleich letzter höfischer Auftrag durch das Detmolder Fürstenhaus. Das Mobiliar stammte aus *Simons Möbelfabrik* in Berlin.

Das kurz vor der lippischen Revolution entstandene Raumkunstwerk ist im neoklassizistischen Stil mit spätbarocken Anklängen gehalten. Beide Stilrichtungen waren in den Jahren nach 1900 hochaktuell und konkurrierten mit funktional-sachlichen Strömungen. Im höfischen Kontext wurde jedoch in aller Regel der Herrschaft legitimierende Historismus bevorzugt. Der Rückgriff auf historische Stilelemente sollte den Emporkömmlingen der Zeit das einzige entgegen halten, was diese nicht vorweisen konnten: eine ruhmreiche Geschichte. Die Ausrichtung des Bewusstseins in die Vergangenheit kann am Beispiel des *Bibliotheksaales* als Versuch des lippischen Fürstenhauses gewertet werden, zu einer Zeit größter politischer Erschütterungen im Bewusstsein der Kontinuität Halt und Haltung zu finden.

²⁹ Ottomeyer/Ziffer 1993, S. 18-19.



Abb 1. Fürst Leopold IV.
(1871-1949).
(Zeitgenössische Ansichtskarte)

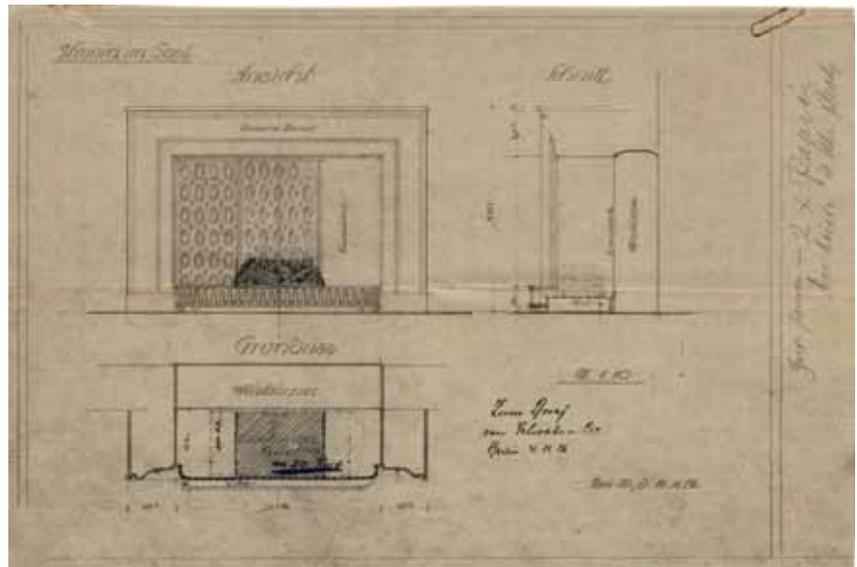


Abb. 2 Hermann Fleck, Entwurf zur Kamineinfassung.
(FLA 2325; Scan: Matthias Schultes, Detmold)

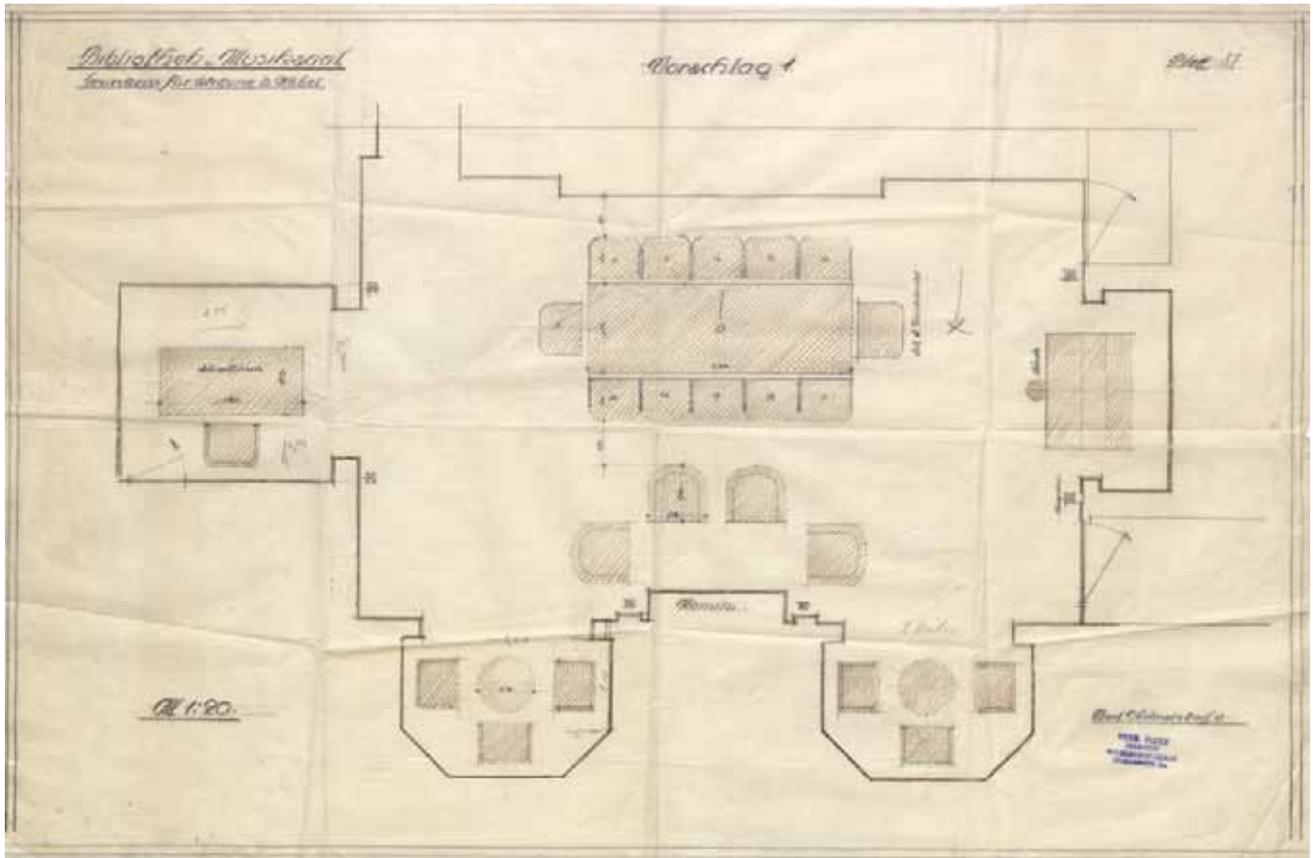


Abb. 3 Hermann Fleck, Entwurf zur Verteilung des Mobilares im Bibliothekssaal.
(FLA 2325; Scan: Matthias Schultes, Detmold)



Abb. 4 Heinrich Beneke (1890-1964).
(Foto: privat)



Abb. 5 Orden Lippische Rose für Kunst und Wissenschaften, den Heinrich Beneke als Anerkennung seiner Leistung von Fürst Leopold IV erhielt.
(Foto: privat)

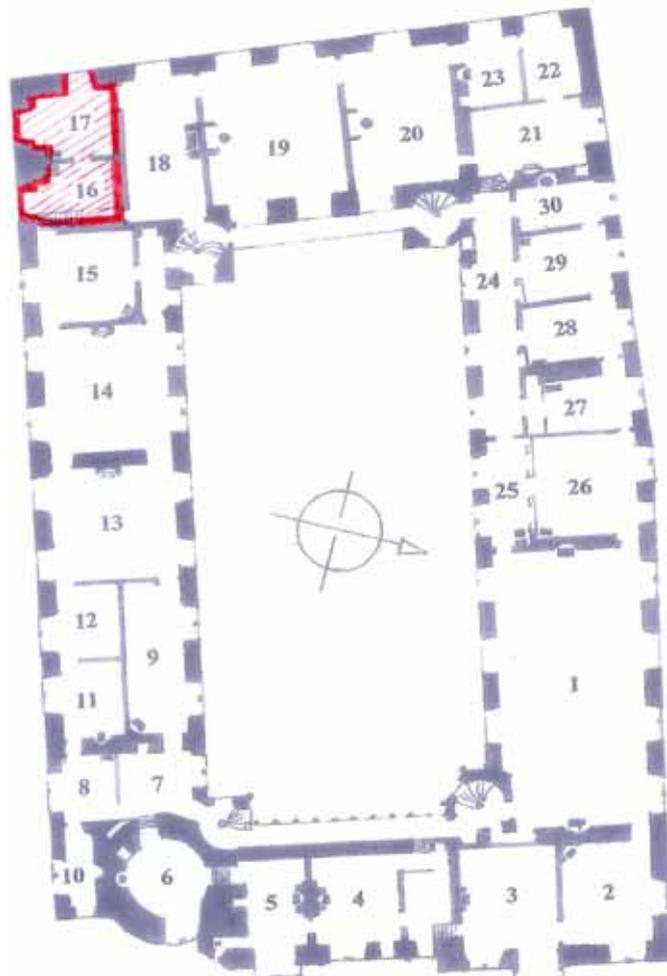


Abb. 6 Grundriss des Hauptgeschosses im Detmolder Schloss, Zustand nach 1850; rot markiert sind die zwei zum „Bibliothekssaal“ vereinten Räume, um 1918. Legende zum Grundriss nach Inventaren von 1897 und 1918: 16 Schlaf- und Badezimmer (1897) geht im Bibliothekssaal (1919) auf, 17 Blaues Eckzimmer (1897) geht im Bibliothekssaal (1919) auf, 18 Vorzimmer zu den Königszimmern (1897), 19 Erstes Königs Zimmer, 20 Zweites Königs Zimmer.



*Abb. 7 Raumansicht, Blick nach Südwesten, um 1918.
(Foto: privat)*



*Abb. 8 Raumansicht nach Südwesten, heutiger Zustand.
(Foto: Thomas Dann)*



*Abb. 9 Raumansicht, Blick nach Nordosten, um 1918.
(Foto: privat)*



*Abb. 10 Raumansicht nach Nordosten, heutiger Zustand.
(Foto: Thomas Dann)*



*Abb. 11 Kaminelement, heutiger Zustand.
(Foto: Thomas Dann)*



*Abb. 12 Fauteuil.
(Foto: Thomas Dann)*



*Abb. 13 Clubsessel.
(Foto: Thomas Dann)*



*Abb. 14 Stuhl.
(Foto: Thomas Dann)*

„Otto Künne spaltet die Stadt“¹ – Zu einer Bad Salzufler Kontroverse

Von Andreas Ruppert

Am 28. Januar 2008 berichtete die Lippische Landes-Zeitung, dass ein Bad Salzufler Bürger in einem Schreiben an den Bürgermeister Dr. Honsdorf die Umbenennung einer Promenade in seiner Stadt gefordert habe. Sie trägt seit 1954 den Namen Otto Künes, der von 1928 bis 1958 Generaldirektor des wichtigsten und bekanntesten Industriebetriebs in Lippe, von Hoffmann's Stärkefabriken, und eine maßgebende Gestalt des öffentlichen Lebens war. Der Bürger berief sich dabei auf Stadtarchivar Franz Meyer, der in einer - in der 2007 von ihm herausgegebenen Stadtgeschichte veröffentlichten - Analyse der NS-Zeit Künne als einen „willfähigen und engagierten Diener des NS-Staates“ bezeichnet hatte.² Meyer zeichnet dabei Künne als einen Unternehmer, der seinen Betrieb und seine Belegschaft früh und reibungslos den Anforderungen des NS-Regimes angepasst hatte. Im Interview bestätigte Meyer in der gleichen Ausgabe der Landes-Zeitung seine Auffassung.

Dem Vorsitzenden des Bad Salzufler Heimat- und Verschönerungsvereins, Dr. Stefan Wiesekopsieker – selbst auch Autor in der genannten Stadtgeschichte -, war dieses Urteil zu eindimensional. Er setzte ihm seine Sicht der Dinge in einem offenen Brief an den Bürgermeister entgegen. Der Text, der auch den Ratsfraktionen und der Presse zuging, wurde dann auf der Homepage des Heimat- und Verschönerungsvereins eingestellt (<http://www.heimatverein-bad-salzuflen.de/html/aktuelles.html>). Die Landes-Zeitung zitierte auszugsweise daraus.

Meyers Interview und Wiesekopsiekers Stellungnahme stießen eine Kontroverse an, die, anders als ein in der Landes-Zeitung abgedruckter Leserbrief meint, keinen „Schildbürgerstreich“ darstellt und auch keine „kleingeistige Spinnerei“.³ Es handelt sich um eine wichtige und unumgängliche Auseinandersetzung um die noch lange nicht abgegoltene NS-Zeit. Immer wieder muss darum gerungen werden, wie damalige Handlungsspielräume beurteilt werden können, wie Personen und ihr Verhalten zu bewerten sind, wie mit der Erinnerung umgegangen wird – an die Opfer, an die Täter, an die Mitläufer und Zuschauer. Die an dieser Kontroverse ernsthaft Beteiligten brauchen sich dabei von keiner Seite etwas vorhalten oder sich Ratschläge geben zu lassen – es handelt sich um eine wissenschaftliche Kontroverse von hoher gesellschaftlicher Relevanz.

Tatsächlich sind dabei mehrere Problemkreise angesprochen, die zwar zusammenhängen, dennoch getrennt betrachtet werden sollten. Zum einen handelt es sich um die Straßenbenennung nach einem prominenten Bürger. Von seiner Bedeutung für die Stadt und die Menschen her gab es 1954 für den Rat keinen Zweifel daran, dass Künne eine solche Würdigung verdient habe. Entgegen steht dem allerdings Künes Verhalten in der NS-Zeit. Hier muss man deutlich darauf hinweisen, dass die Problematik der Unterstützung für die NS-Herrschaft nicht nur bei den „Tätern“ zu sehen ist, bei den „Hundertprozentigen“, sondern auch bei den Fünfzig- oder Siebzigprozentigen und den „Zuschauern“, wie Raul Hilberg sie in einem seiner letzten

¹ Lippische Landes-Zeitung (im Folgenden: LZ) vom 26./27. Januar 2008.

² Franz Meyer: Bad Salzuflen unter dem Hakenkreuz. In: Ders. (Hg.): Bad Salzuflen. Epochen der Stadtgeschichte. Bielefeld 2007, S. 309-381. Siehe die Rezension in dieser Ausgabe.

³ Leserbrief X in der LZ vom 23./24. Februar 2008.

Werke nannte.⁴ Wie auch immer man Künnes Verhalten erklären mag – heute würde man keine Straße mehr nach ihm benennen. Warum hat es der Rat, mit Zustimmung aller Ratsmitglieder, damals getan? Wollte er ein bewusstes Zeichen setzen, ist die Benennung Symbol einer frühen Entscheidung für einen „Schlussstrich“ unter eine Diskussion, die noch gar nicht angefangen hatte? Dann stünde die Entscheidung des Salzufler Rates in einem größeren Zusammenhang – dem der verspäteten Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit. Hierüber wäre nun tatsächlich eine eigenständige Diskussion angesagt. Der von Franz Meyer eingebrachte Vorschlag, die Geschichte dieser Erinnerungskultur in Lippe selbst einmal zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen, bekommt von hier seine Relevanz.

Eine ganz andere Diskussion ist die um die Person Otto Künnes selbst, zu dem noch keine umfassende biographische Arbeit vorliegt. So viel lässt sich aber sagen, dass es sicher falsch ist, ihn plakativ zum „NS-Täter“ zu machen und in harter Gradation und unter Weglassung des Weißen allein das Schwarze zu sehen. Hier muss man Dr. Wiesekepsieker Recht geben, der auf die vielen Materialien verweist, die zum Wirken Künnes im Bad Salzufler Stadtarchiv vorliegen und bisher nicht ausgewertet wurden. Menschen sind nicht eindimensional und es ist schwer, ihre Facetten auszuleuchten. Bei einem Mann von der Bedeutung Künnes, der trotz der Schatten der NS-Zeit von vielen Zeitgenossen in einem hellen Licht gezeichnet wird, der sich aber auch in der NS-Zeit nicht in der gleichen aufdringlichen Weise anbot wie etwa der Sinalco-Generaldirektor Gustav Hardorp in Detmold, wäre eine biographische Ausarbeitung über die Person hinaus wertvoll.

Was den ersten Stellungnahmen folgte, war eine sich über mehrere Wochen hinziehende Diskussion in den Leserbriefspalten der Landes-Zeitung. Dass – vermutlich erstmals in ihrer langen Geschichte – die Leserbriefe durchnummeriert wurden,⁵ zeigt allerdings auch einen gewissen Kampagnencharakter. Dabei lassen sich zwei Grundpositionen erkennen. Die eine Seite setzte sich für eine Umbenennung ein und begründete dies allgemein mit Künnes Verhalten, das als typisch für seine Persönlichkeit gesetzt wurde. Tatsächlich geht es aber hier nicht um eine Bewertung der Persönlichkeit Künnes, sondern um die Problematik einer Straßenbenennung. Die Rücknahme einer demonstrativen Ehrung ist noch keine Verurteilung, sie schafft die Möglichkeit zur Auseinandersetzung. Aber man fragt sich angesichts der Leserbriefe auch, warum die Befürworter der Umbenennung bisher geschwiegen haben – denn dass Künne sich so positionierte, dass sein Betrieb unbeschadet durch die NS-Zeit kam, war nun wahrlich keine sensationelle Enthüllung des Jahres 2007.

Die andere Seite verteidigte Künne mit Hinweisen auf seine Verpflichtungen als Betriebsleiter und auf seine menschlichen Qualitäten. Vor allem ehemalige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zeichnen ein positives Bild ihres früheren Chefs. Ein solches Bild muss nicht allein deswegen falsch sein, weil es im Spätkapitalismus zum Mythos wurde. Es gab in Lippe offensichtlich solche Unternehmer, die angesichts ihrer beruflichen Leistung, ihrer menschlichen Ausstrahlung und ihres Respekts im Umgang mit den Betriebsangehörigen positiv in Erinnerung geblieben sind. Burkhard Meier hat dies etwa für den Detmolder Unternehmer Fritz Müller (Fa. Temde = Theodor Müller Detmold) aufgezeigt.⁶ Künne scheint auch zu dieser Kategorie zu gehören. Auch deshalb wäre eine biographische Skizze wünschenswert, die den Menschen umfassend darstellt. Man könnte auf einer neuen Ebene Respekt für diesen Mann gewinnen, ohne ihn demonstrativ öffentlich ehren zu müssen.

Die Zeugnisse ehemaliger Belegschaftsangehöriger muss man ernst nehmen. Sie bekommen allerdings dann eine Schiefelage, wenn sie sich grundsätzlich gegen den Anspruch auf historische Aufklärung wenden. So

⁴ Raul Hilberg: Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945. Frankfurt 1992.

⁵ Insgesamt 21 Leserbriefe im Zeitraum vom 2. Februar bis zum 3. April 2008.

⁶ Burkhard Meier: Fritz Müller-Temde (1889-1964). Ein lippischer Erfinder und Unternehmer. Detmold 2006.

findet sich mehrfach der Hinweis, man könne eine Person gar nicht beurteilen, die man nicht persönlich gekannt habe.⁷ Wäre dieses Argument stichhaltig, gäbe es keine Geschichtsschreibung mehr. Es ist aber nicht stichhaltig, und man darf hier einmal Victor Klemperers Erkenntnis zitieren, dass er von der Geschichte nichts wisse, weil er nicht dabei gewesen sei, von seiner Gegenwart aber auch nichts wisse, weil er dabei gewesen sei.⁸ Historiker liefern „die Wahrheit“ ebenso wenig wie die Kamera die „Wirklichkeit“ reproduziert, aber auch der „Zeitzeuge“ sieht nur einen kleinen Ausschnitt des Geschehens, der ihm „wahre“ Aussagen nicht erlaubt. Das Interessante ist nun aber, dass die Vorstellung, fehlende Zeitzeugenschaft verbiete historisches Urteilen, immer dann auftaucht, wenn die NS-Zeit verhandelt wird. Gegenüber Darstellungen etwa eines bekannten Cheruskerfürsten, des Edelherrn Bernhard II. oder der Fürstin Pauline war dieses Argument noch nie zu vernehmen. Im Klartext: Man will gar nicht die ganze Geschichtsschreibung abschaffen, sondern nur die über die NS-Zeit. Nur dieser Vergangenheit gilt der Ruf einer Leserbriefautorin: „Lasst die Vergangenheit endlich ruhen.“⁹

Die Forderungen nach einer Umbenennung fanden über die Landes-Zeitung hinaus noch Unterstützung in der Internetzeitschrift „Salzekurier“, der, wie sie selbst schreibt, „Bad Salzufler Plattform für nicht hierarchische und nicht kommerzielle Berichterstattung“ (www.salzekurier.de). Es handelt sich dabei um Autoren, die bisher als Forscher ihrer Stadtgeschichte nicht aufgefallen waren, die aber plötzlich mit harten Urteilen bei der Hand sind – über Künne wie auch über die, die vor einer vorschnellen Verurteilung Künnens zögerten und es sich nicht so einfach machen wollten.

Das Peinlichste dabei war, dass sich diese Autoren plötzlich mit dem Vorschlag einer Straßenbenennung nach der in Bad Salzuflen verfolgten jüdischen Familie Obermeyer selbst zu Rettern der Erinnerung an die Opfer zu profilieren versuchten. Niemand aus der Familie Obermeyer wurde gefragt und niemand aus der Familie konnte sich deshalb eine solche Vereinnahmung verbeten. Dass seit Jahren profunde Arbeiten zum jüdischen Leben in Bad Salzuflen und Schötmar vorliegen – Franz Meyer und Dr. Wiesekopsieker haben schon vor Jahren die Fundamente dafür gelegt – scheint dort ebenso wenig bekannt zu sein wie die Tatsache, dass im Bad Salzufler Bädernuseum unübersehbar auf das Schicksal der Familie Obermeyer hingewiesen wird.¹⁰ Man fragt sich, warum diejenigen, denen plötzlich die Erinnerung an die Familie Obermeyer so wichtig erscheint, sich nicht früher zu Wort gemeldet haben, etwa mit - Vorschlägen zu Straßenbenennungen. Der plötzliche Verweis auf die NS-Opfer im Zusammenhang der Diskussion um die Künnepromenade ist eine moralisch nicht akzeptable Funktionalisierung. Allerdings sind auch solche Irrläufer Teil der Erinnerungskultur.

Die Diskussion in der Landes-Zeitung bot aber auch noch einen skurrilen Höhepunkt. Der merkwürdigste Teilnehmer an der „Künne-Kontroverse“ war ein Autor aus Wien, der nach eigener Aussage gerne nach Bad Salzuflen reist, am dortigen Kulturleben Interesse gefunden hat und wohl auch regelmäßig die Landeszeitung liest – was angesichts der österreichischen Presselandschaft verständlich sein mag. Es handelt sich um Prof. *Albert* Verweyen. Oder um Prof. *Benedikt* Verweyen? Beide aus Wien. Oder aus Bielefeld? Oder aus Bad Salzuflen. Die Angaben schwanken.¹¹ Die Leserbriefe freilich ähneln sich, sind Seifenblasen der Geschwätzigkeit mit süffisanten Attacken auf in der Sachdiskussion Beteiligte. Man möchte solche Stellungnahmen dennoch ernst nehmen und auch darauf reagieren. Nur – Prof. Verweyen ist nicht zu erreichen. In

⁷ Leserbriefe II und IV in der LZ vom 2./3. Februar 2008, .Leserbrief X in der LZ v. 23./24. Februar 2008.

⁸ Victor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1942-1945. Berlin 1995, S. 49 (Eintrag vom 19. März 1942).

⁹ Leserbrief XI in der LZ vom 1./2. März 2008.

¹⁰ Vgl. Leserbrief VII vom 9./10. Februar 2008.

¹¹ Leserbrief III in der LZ vom 2./3. Februar 2008, Leserbrief XIII vom 15./16. März 2008. Am 26. Mai 2007 hatte sich „Prof. Verweyen“ in der LZ zu einer Ausstellung im Bädernuseum geäußert. Damals wohnte er in der nicht vorhandenen Freudgasse. „Heuer“ wohnt er in der Berggasse, ist sich aber der Hausnummer nicht sicher.

Wien kennt man ihn nicht, dort kennt man nicht einmal die angegebene Straße. In Bielefeld kennt man ihn auch nicht. In Bad Salzuflen ist er auch unbekannt. Handelt es sich um ein Phantom? Um einen neuen Alberich? Um den Geist von Spiez? Oder um einen charakterlosen Heckenschützen, den man nicht erkennen soll und den man vielleicht auch gar nicht kennen möchte? Wir wissen es nicht, aber wir werden misstrauisch gegenüber dem Forum der Leserbriefseite der Landes-Zeitung.

Einen vorläufigen Abschluss erreichte die öffentliche Diskussion mit der Abstimmung im Hauptausschuss am 5. März 2008. Sie ging mit 7:7 Stimmen unentschieden aus, der Antrag auf Umbenennung war damit abgelehnt.¹² Das Abstimmungsergebnis hat aber auch symbolischen Wert, es zeigt die Spaltung in der Bewertung Künnes besser als jede Mehrheitsentscheidung. Es sollte die notwendige Diskussion nicht beenden, sondern eröffnen - eine offene, in der Sache harte, aber die Beteiligten immer respektierende Diskussion um Otto Küne einerseits und um die Wege und Irrwege der Aufarbeitung der NS-Geschichte in Lippe andererseits.

¹² LZ vom 6. März 2008.

Rezensionen

„Ich wollte, ich könnte jedem deutschen Soldaten die Hand drücken!!“ Das Kriegstagebuch des Schötmaraner Pfarrers Wilhelm Butterweck (1914-1918). Übertragen, erläutert und mit einer Biografie versehen von Stefan Wiesekepsieker. Detmold, 2007 – 52 S., mehrere Abb. (Lippische Landeskirche – Kleine Schriften Nr. 22)

Es sind die kleinen Mosaiksteine, aus denen sich unser Bild der Geschichte zusammensetzt, die oft unbeachteten Notizen, die Zufallsfunde, die erst dem Historiker – dessen Ähnlichkeit zum Detektiven Carlo Ginzburg in einem wegweisenden Text analysierte – ihre Relevanz enthüllen. Stefan Wiesekepsieker ist dies mit dem Fund und der Veröffentlichung der Tagebuchaufzeichnungen des Pfarrers Wilhelm Butterweck in den Kriegsjahren 1914 bis 1916 gelungen.

Der aus Lipperode stammende Butterweck war über drei Jahrzehnte Pfarrer in Schötmar und neben seinen beruflichen Verpflichtungen auch als historisch Interessierter erstaunlich produktiv. Der Herausgeber listet seine erhaltenen und bekannten Werke auf, unter denen die bis heute benutzte Geschichte der Landeskirche herausragt. In seinem kurzen biografischen Abriss erwähnt Wiesekepsieker auch eine Geschichte der lippischen Pfarrer, die – schon gesetzt – in den Kriegswirren verloren ging.

Butterwecks Kriegstagebuch besteht im Drucktext aus 37 Seiten, es enthält längere und kürzere Ausführungen, Zitate, Beobachtungen des Zeitzeugen, Gespräche mit Menschen aus seiner Gemeinde und eigene Reflexionen. Dass Butterweck dabei ins nationalistische Horn stößt und den Krieg als gerechte und notwendige Verteidigung versteht, kann nicht verwundern. Aus anderen Arbeiten, etwa über den Generalsuperintendenten August Weßel oder zur Rolle der evangelischen Frauenverbände, wissen wir, wo die evangelische Amtskirche stand – fast 500 Jahre Lobpreisung der Obrigkeit lassen gar keine Alternative zu, und sowohl das alttestamentarische 5. Gebot wie auch das neutestamentliche Liebesgebot waren sofort vergessen, als der „Friedenskaiser“, wie Butterweck ihn nennt, das „Gott mit uns“ auf die Koppelschlösser prägen ließ und seine Untertanen auf die Schlachtfelder schickte. Ein Zitat vom 25. September 1914 über einen deutschen U-Boot-Angriff bringt diese Gesinnung auf den Punkt: „auf englischer Seite 16–1700 Mann verloren. Gott sei Dank!“

Aber Wiesekepsieker weist auch zu Recht darauf hin, dass Butterweck ein Mann seiner Zeit war und wir nicht verlangen können, dass er individuell daraus herausgesprungen wäre und in einer Weise agiert hätte, die den Vorstellungen und Gewohnheiten der Menschen, unter denen er lebte, diametral widersprochen hätte. Gerade dadurch aber wird das Tagebuch interessant: Als Spiegel der Mentalität der Menschen in seinem Sprengel, mit allen Elementen der Überheblichkeit, des Herabblickens auf andere Völker, der bedenkenlosen Übernahme der Wandermotive angeblicher gegnerischer Grausamkeit, aber auch der zunehmenden Angst angesichts der Meldungen von Gefallenen und dem Erkalten der Hoffnung auf den Sieg. Hier erfährt man etwas darüber, warum dieser Krieg so populär war und von der Mehrheit getragen wurde.

Erschütternd zeigt dies etwa das Gespräch mit einem „echten Sozialisten“, wie Butterweck ihn nennt, schon in den ersten Kriegstagen, der nach eigener Aussage zwar früher „einen anderen Standpunkt“ vertreten habe, nun aber sein Blut gerne für das Vaterland geben wolle. So findet sich auch hier im kleinen Ort Ehrsen ein Beispiel für eine der großen Tragödien der deutschen Geschichte, den Verrat der Sozialdemokratie, der bestorganisierten Partei der europäischen Arbeiterbewegung, die über Nacht ihren pazifistischen und internationalistischen Anspruch gegen den kaisertreuen deutschen Nationalismus eingetauscht hatte.

Da wird der Krieg dann zum Element nationaler Identität, aber offenbar auch zur Abwechslung in einer Situation des Stillstands und der Langeweile. Wie sonst sind die Begeisterung und die vielen freiwilligen Meldungen junger Menschen zu erklären - die Mutter, die bei solchem Ansinnen vom Schlag getroffen wird, findet allerdings auch bei Butterweck Erwähnung, und wir wollen auch auf solche kleinen Zeichen achten, die nicht ins hehre Jubelbild passen. Der Krieg wird aber auch zum Erzieher stilisiert, der die Menschen wieder Bescheidenheit lehren soll. Die Verringerung sozialer Unterschiede und ein gewisser materieller Wohlstand für alle, wie man sie heute als Aufgabe einer friedlichen Gesellschaftsordnung versteht, wurden damals nicht von allen Mitbürgern positiv beurteilt – hier sollte der Krieg wieder für Ordnung sorgen, nämlich die angestammte.

Im Laufe des Krieges verändert sich die Sprache Butterwecks, die Aufzeichnungen werden knapper, lakonisch und düster. Die Stimmung in der Bevölkerung kippt: „Stimmung: gut, wenn auch gleichgültiger“ heißt es am 28. März 1915, eine Woche später „ziemlich gleichgültig, aber noch zuversichtlich“, „hin und wieder matt, aber nicht hoffnungslos“ im Juli des gleichen Jahres, und „Kriegsmüde!“ am 1. Oktober. Im Februar 1916 taucht erstmals die „Sehnsucht nach Frieden“ auf, aller Optimismus ist verflogen.

Mit dem 5. Juli 1916 war Butterwecks Heft voll geschrieben, ein weiteres hat es wahrscheinlich gegeben, es ist nicht erhalten. Dem Herausgeber und der Landeskirche ist dafür zu danken, dass diese wertvollen Tagebucheinträge zugänglich gemacht wurden. Ihre Lektüre sei uneingeschränkt empfohlen.

(Andreas Ruppert)

Franz Meyer (Hg.): Bad Salzuflen. Epochen der Stadtgeschichte. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2007 – 568 S., zahlr. Abb. – 29,00 €

Eigentlich verleitet dieses Werk den Rezensenten nach dem Lesen dazu, das Resümee gleich zu Beginn zu ziehen. Warum? Dieses umfangreiche Kompendium zur Salzufler Geschichte lässt wirklich kaum eine Frage offen. Aber der Reihe nach. Neun renommierte Historiker der lippischen Regionalgeschichtsforschung und ausgewiesene Kenner ihrer Materie bringen dem Leser auf rund 500 Seiten in hervorragend lesbarer Weise die wechselvolle Geschichte der Stadt nahe. Elke Treude beginnt mit den Spuren ur- und frühgeschichtlicher Besiedlung von der Altsteinzeit bis ins Mittelalter. Ergänzt ist ihr Beitrag um einen Katalog der Bodendenkmäler und Funde im Raum Bad Salzuflen. Frank Huismann befasst sich anschließend mit Salzuflen im Mittelalter und verdeutlicht, wie wesentlich die Salzgewinnung für die weitere Entwicklung war. Der als Uflon erstmals in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Urkunden erwähnte Ort blühte mit dem „weißen Gold“ auf und bekam schließlich 1488 die Stadtrechte verliehen. Huismann weist darauf hin, dass Salzuflen anders als viele umliegende Städte eine „gewachsene Stadt“ und keine „Gründungsstadt“ sei. Roland Linde bringt dem Leser die Zeit zwischen Renaissance und Reformation vom 15. bis 17. Jahrhundert nahe. Hier liegt die Blütephase der Stadt der Salzsieder. Er umreißt auch die wirtschaftlichen Konflikte, die innerhalb der städtischen Gesellschaft aufbrechen und beleuchtet das Spannungsfeld Stadt – Kirche – Landesherr. Nicolas Rügge behandelt unter dem Titel „Krise und Behauptung“ Salzuflen in der Zeit des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Kriegs. Gerade in ersterem wurde die Stadt Schritt für Schritt unerbittlich in die Auseinandersetzungen verwickelt. Söldnerheere plünderten und brandschatzten. Der Verfasser beschreibt, wie die Obrigkeit gestärkt aus diesen Konflikten hervorging und sich Recht und Verwaltung anschließend entwickelten. Jürgen Schefflers Thema ist der „Aufbruch in die Moderne“, das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts bis zur Gründung des Kaiserreiches 1871. Nach dem Verkauf des Salzwerks an die Landesherrschaft war die Stadt wirtschaftlich im Niedergang begriffen und war Ende des 18. Jahrhunderts die kleinste der sechs lippischen Städte. Er beschreibt, wie vom 1817/18 aufgenommenen Badebetrieb

neue Impulse ausgehen und schließlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Industrialisierung einsetzt. Scheffler verdeutlicht die Entwicklung des kulturellen, religiösen und sozialen Lebens. Die Ausführungen zur Revolution 1848/49 und zum politischen Leben in der Stadt bieten eine gelungene Überleitung zum Beitrag Stefan Wiesekopsiekers, der übersichtlich gegliedert die Zeit des Kaiserreiches behandelt und mit der Kommunalpolitik und den Parteien beginnt. Interessant für den Leser ist sicherlich der Blick auf das Konfliktfeld Stärkefabrik – Badebetrieb, das zeitweise die politische Diskussion bestimmt. Diese endet jedoch im Wesentlichen mit der Anerkennung als Bad 1914. Dargelegt werden außerdem die bauliche Entwicklung, das religiöse Leben, das Vereins- und Kulturleben sowie das Gesundheitswesen bis zur großen Zäsur, dem Ersten Weltkrieg. Ansetzend daran beschreibt Wolfgang Bender die „bewegten Jahre“ der Weimarer Republik in Salzuflen von der Novemberrevolution bis ins Jahr 1932. Deutlich wird, wie ein „zerstrittener Bürgerblock“ und die Wirtschaftskrise das Anwachsen der Nationalsozialisten begünstigten. Bender behandelt außerdem die kurze „Zwangshe“ zwischen Salzuflen und Schötmar. Franz Meyers Beitrag über Bad Salzuflen während der Zeit des Nationalsozialismus stellt den umfangreichsten des Bandes dar. Vom „Schicksalsjahr“ 1932 bis in die Kriegszeit wird das Terrorsystem von der „Machtergreifung“ über die Verfolgung der politischen Gegner bis zur Vernichtung der jüdischen Minderheit und der Sinti anhand zahlreicher anschaulicher Einzel- und Familienschicksale geschildert. Meyer behandelt auch die Organisationsgeschichte der NSDAP und angeschlossener Organisationen. Im Folgebeitrag befasst sich Franz Meyer mit dem Kriegsende und der Entwicklung in der Nachkriegszeit bis 1968. Nach der Besetzung durch US-Truppen am 5. April 1945 und der Übernahme durch die Briten liegt der Schwerpunkt auf dem demokratischen Neubeginn. Im weiteren Verlauf wird die Zeit des „Wirtschaftswunders“ behandelt sowie die Bildung der Großgemeinde Bad Salzuflen. Vom verstorbenen Kurt Dröge stammt der letzte Beitrag, ein Überblick über Jahre 1969 bis 2000 in vielen Schlaglichtern.

Jeder Beitrag verfügt über einen Anmerkungsapparat. Ergänzt ist das Werk um mehr als 300 Abbildungen, die farbigen finden sich im Mittelteil, eine umfangreiche Zeittafel, ein ausgewähltes Literaturverzeichnis und ein mehr als 70 Seiten umfassendes Personen-, Institutionen- und Ortsregister. Letzteres ermöglicht dem Leser einen wirklich ausgezeichneten Zugriff. Alles in Allem ist dieses auch grafisch ansprechend gestaltete Kompendium ein Musterbeispiel ebenso seriöser wie lebendiger Lokalgeschichtsschreibung, das die Leser – wie bereits den Rezensenten – begeistern dürfte und Maßstäbe setzt. So kann, so soll und so muss Lokalgeschichtsschreibung sein!

(Jürgen Hartmann)

Literaturhinweis

Burkhard Meier u. Stefan Wiesekopsieker (Hg.): Lippe 1908-2008. Beiträge zu Geschichte und Gegenwart der Heimatpflege. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2008 – 472 S., zahlr. Abb., 19,00 €.

In einem zentralen Beitrag in der Festschrift, die der Lippische Heimatbund zu seinem 100jährigen Bestehen veröffentlichte, wird beschrieben, was Heimat bedeutet und wie sie den Menschen prägt: Durch den Blick auf die nächste Umgebung, in der das Kind aufwächst, durch die dem Kind mitgegebenen Hinweise auf die Schönheiten der Landschaft, der Natur, der menschlichen Gebilde, die nicht im Widerspruch dazu stehen müssen. Praktische Erfahrungen wie Wanderungen zum Köterberg und Flussfahrten auf der Weser erweitern den Blick, der doch immer seinen sicheren Ausgangspunkt hat. So entsteht ein Wissen um Heimat, so entsteht eine emotionale Bindung. Da ist nichts von Blut und Boden, da ist kein rückwärtsgewandter Blick, da ist im Gegenteil die Bereitschaft, an der Gegenwart mitzuarbeiten und die Zukunft mitzugestalten. Dieses Bild kann getrost auf den Heimatbund übertragen werden, jene „größte lippische Bürgerbewegung“, wie sie von ihrem Vorsitzenden Friedrich Brakemeier gerne genannt wird.

Die Festschrift bietet eine historische Analyse der Entstehung und der Entwicklung des Heimatbundes von der Zeit vor dem Ersten bis in die nach dem Zweiten Weltkrieg, dabei werden auch die Vorsitzenden und ein langjähriger Geschäftsführer gewürdigt. Übergreifende Analysen zur Frage der lippischen Identität oder zur Problematik dieser Identität im Rahmen struktureller Veränderungen im Lande Nordrhein-Westfalen schließen sich an. Beiträge zu einzelnen Sachgebieten – Landschaftspflege, Trachten, Malerei, Architektur – zeigen das Spektrum der im Heimatbund gebündelten Interessen und ergänzen den historischen Überblick. Auch die neun Fachstellen des Heimatbundes kommen zu Wort und erlauben Einblicke in ihre Funktionen. Ein Bildteil rundet den Band ab, in dem sich alle angeschlossenen Vereine in einem Bild und einem kurzen Text vorstellen konnten.

Den Herausgebern ist hier in erstaunlich kurzer Zeit – in einem Land, in dem häufig zwischen der Ankündigung und der Verwirklichung von Bucheditionen viel Wasser die Werre hinunterfließt – ein eindrucksvolles Werk gelungen. Wir freuen uns, diesen schönen Band anzeigen zu können.

Die Rosenland-Redaktion

Nachruf: Zur Erinnerung an Ingeborg Kittel (1936 - 2008)



*Ingeborg Kittel,
(Foto: Regina Güllicher, Landesarchiv Detmold)*

Wer sich in der Detmolder Archivlandschaft bewegte, als Benutzer, Besucher oder Mitarbeiter, kannte auch die Staatsarchivamtsrätin Ingeborg Kittel. Sie war – nach ihrer Ausbildung in Niedersachsen und jeweils vier Jahren Tätigkeit im Stadtarchiv Braunschweig und im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf - 1968 nach Detmold gekommen, nachdem ihr Vater die Leitung des hiesigen Staatsarchivs abgegeben hatte und pensioniert worden war. Im Staatsarchiv bewältigte sie einerseits ihre normalen beruflichen Aufgaben, ging aber, ihren Interessen und Kenntnissen gemäß, auch darüber hinaus, um zu forschen und darzustellen, um die lokale und regionale Geschichtsschreibung zu bereichern. Ihre Schwerpunkte waren das Stift Cappel bei Lippstadt und die Stadt Detmold, die ihr ans Herz gewachsen war. Mit ihrem

Beitrag über die Detmolder Hoflieferanten im 2004 von der Stadt Detmold herausgegebenen stadsgeschichtlichen Band „Detmold um 1900“ hat sie einen letzten lokalgeschichtlichen Akzent gesetzt.

Damals war sie schon pensioniert. Mit dem Ausscheiden von Archivarinnen und Archivaren entsteht gemeinhin ein immer gleiches Problem: Das jahrzehntelange intensive Beschäftigen mit den Akten, flankiert von oft großem wissenschaftlichen Interesse, führt zu einer Akkumulation von Wissen, das mit dem Ausscheiden aus dem Dienst verloren zu gehen droht. Bei Frau Kittel war das anders, denn auch nach ihrer Pensionierung war sie regelmäßig im Archiv zu finden. Sie meldete sich dann mit feinem amüsierten Lächeln als Benutzerin im Lesesaal, wohl wissend, welche Bedeutung der Besucherstatistik zugemessen wird, um dann im Magazin zu verschwinden. Sie blieb aber für fragende Benutzer und Kollegen erreichbar und gab aus ihrem Erfahrungsschatz und aus ihren Dateien bereitwillig Antworten oder Hinweise auf Fundstellen für Antworten. Auf ihre Hilfsbereitschaft konnte man sich ebenso verlassen wie auf die Gültigkeit ihrer Auskünfte.

Im Detmolder Archiv zu sein und ihr nicht regelmäßig zu begegnen, war bisher nicht vorstellbar. Jetzt wird man sie vermissen. Am 7. April 2008 ist Ingeborg Kittel gestorben.

Die Rosenland-Redaktion

Impressum

Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte.

Herausgeber und Redaktion:

Jürgen Hartmann (Rheine) und Andreas Ruppert (Paderborn).

V.i.S.d.P.: Jürgen Hartmann, Barbarastraße 36 c, D-48429 Rheine.

URL: www.rosenland-lippe.de

Webmaster: webmaster@rosenland-lippe.de

Anfragen, Beiträge etc. an: redaktion@rosenland-lippe.de

Erscheinungsweise: ca. 2 Ausgaben / Jahr.

Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im November 2008.

Redaktionsschluss: 15. Oktober 2008.